



Herausgegeben vom Pfarrer- und Pfarrerrinnenverein
in der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern

Nr. 13 Dezember 2017
132. Jahrgang

Stellungnahme der Bayerischen Pfarrbruderschaft zu Kirchenreformen im Zusammenhang mit „Profil und Konzentration“

„Die Kirche ist die Gemeinde von Schwestern und Brüdern, in der Jesus Christus in Wort und Sakrament durch den Heiligen Geist als der Herr gegenwärtig handelt.“ Mit diesen Worten fasst die Barmer Theologische Erklärung (These 3) das Kirchenverständnis des Neuen Testaments zusammen und nimmt dabei das Kirchenverständnis der Lutherischen Bekenntnisschriften auf.

(1) Wir schließen uns diesem Verständnis an, indem wir sagen: Kirche ist ihrem Wesen und Auftrag nach eine Glaubensgemeinschaft um Wort und Sakrament, die an vielen Orten existiert und sich auch immer wieder neu bilden kann – und zwar in vielfältigen Gemeinde- und Gemeinschaftsformen innerhalb und außerhalb der herkömmlichen Gemeindestrukturen. Eine solche Vielfalt zeigt sich schon im Neuen Testament.

Dieser Vielfalt entsprechend hat die Kirche eine eigentümlich „ausgefranzte“ Gestalt: Manche Menschen leben und gestalten (auf unterschiedliche Art und Weise) ihren Glauben bewusst; andere sind Glieder der Kirche, ohne es zu wissen oder erkannt zu werden; wieder andere fühlen sich zutiefst zugehörig, obwohl sie nur ganz selten in einen Gottesdienst gehen oder an Gemeindeveranstaltungen

teilnehmen; auch die Menschen gehören dazu, die den Bezug zur Kirche oder Gemeinde anscheinend völlig verloren haben.

So wenig der Glaube dieser Menschen messbar ist, so wenig sind Kirche und Gemeinden von ihrem Wesen und Auftrag her berechenbare und bewertbare Größen. Sie können daher nicht wie eine Firma oder ein „Religionsunternehmen“ geleitet, geplant, verwaltet werden.

(2) Wegweisend für das kirchliche Leben und Handeln sind im Neuen Testament Begriffe wie „vergeben“, „lieben“, „trösten“, „stärken“, „ermahnen“, „aufeinander achten“, „sich erbarmen“, „verbinden“, „heilen“. Die Kirche kann über solche Handlungsweisen nicht administrativ verfügen: Sie sind Gabe und Geschenk, also unverfügbar. Und sie sind vor allem dort notwendig und auch zu finden, wo sich das Leben der Menschen abspielt.

(3) Wir hielten es deshalb für eine Fehlentscheidung, wenn die Kirchenleitung sich für eine Schwächung überschaubarer Gemeindeglieder zugunsten von Funktionszentren entscheiden würde. Eine solche Kirche würde die Menschen eher nicht in dem erreichen, was sie sich wirklich wünschen: menschliche Nähe und wirkliches

Inhalt

Artikel

Bayerische Pfarrbruderschaft Kirchenreformen durch PuK	209
Ralf Frisch Was fehlt der evangelischen Kirche?	210
Frank Zelinsky „Dienst nach Vorschrift“ oder Lust am Pfarrberuf?	214
Konferenz Dienste und Einrichtungen Bayreuther Str. 1, Nürnberg, als Dienstimmobilie?	217
Anne Loreck-Schwab „Für immer halb?“ Weitere Folgen des Halbstellen-Zwangs	218
Udo Schnelle Anthropologie im NT	221

Verlinkt	218
-----------------	-----

Aussprache

Gerhard Stintzing Doch! Genau so!	226
Karl Martin Knickmann Aha-Erlebnis	227

Bücher	228
---------------	-----

Liebe Leserin, lieber Leser!	229
-----------------------------------------	-----

Ankündigungen	230
----------------------	-----

Freud und Leid	232
-----------------------	-----

Letzte Meldung	232
-----------------------	-----

Impressum	232
------------------	-----

Verständnis für ihre vielfältigen Lebenssituationen, nicht ein mehr oder weniger professionelles Abarbeiten ihrer Anliegen durch unterschiedliche Spezialisten. Biblisch gesprochen: Auch heute sehnen sich viele Menschen schlicht nach gelebter Nächstenliebe.

Wir glauben, dass die Menschen innerhalb und außerhalb der Kirchen ein gutes Gespür dafür haben, wenn in der Kirche Zweckmäßigkeit wichtiger wird als Liebe. Kirche muss gerade auch in unserer technologisch und ökonomisch bestimmten Welt als Alternative zu marktkonformen religiösen „Anbieterinnen“ auf dem Markt der Weltanschauungen erkennbar sein.

(4) Wir reden nicht einer Selbstgenügsamkeit im Rahmen herkömmlicher Strukturen das Wort. Wir befürworten sinnvolle Formen der Zusammenarbeit, durchlässige Grenzen und Vernetzungen, sofern dies wirklich den Erfordernissen vor Ort entspricht. Wir warnen aber davor, kirchliches Handeln durch permanente interne Planungsprozesse und immer neue Abstimmungsrunden etwa auf der sogenannten mittleren Ebene zu lähmen. Wir bestreiten nicht die

Notwendigkeit kirchlicher Planungen. Sie sind aber geistlich gesehen vorläufig, unvollkommen und in diesem Sinn tatsächlich ergebnisoffen. Wenn es vor Ort erforderlich ist, muss es in einer reformatorischen Kirche auch die Freiheit geben, sich über Programme und Planungen hinwegzusetzen.

(5) Wegweisend für alles planerische Handeln in der Kirche bleibt die Feststellung der Barmer Theologischen Erklärung: „Die verschiedenen Ämter der Kirche begründen keine Herrschaft der einen über die anderen, sondern die Ausübung des der ganzen Gemeinde anvertrauten und befohlenen Dienstes.“ (These 4) Dies schließt ein „Top-Down-Vorgehen“ im kirchlichen Planungsgeschehen aus. Wir kritisieren, dass es unklar ist, nach welchen Kriterien die PuK-Begleitgruppe, deren Beratungsteam und die PuK-Arbeitsgruppen zusammengesetzt wurden. Wir erwarten, dass die Interessen der am PuK-Prozess maßgeblich Beteiligten transparent werden, auch durch die Benennung ihrer Funktionen.

Der Rat der Schwestern und Brüder, Eschenbach, 5. November 2017

kommen etwas zugespitzt daher, um das Gespräch zu befeuern, verstehen sich aber nicht als letztes Wort. Ich stelle nur fragend und vermutend in den Raum, was mich als theologischer Hochschullehrer und als Theologe im kirchenleitenden Kontext im Blick auf meine Kirche seit einiger Zeit umtreibt und was ich unlängst auch in meinem Buch „Was fehlt der evangelischen Kirche? Reformatorische Denkanstöße“ (Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2017) zur Sprache gebracht habe. Ich hoffe auf inspirationsoffene Leserinnen und Leser und auf Barmherzigkeit.

1: Nicht die Weltfremdheit, Weltferne und Entweltlichung, sondern die Verweltlichung der Kirche scheint das ekklesiologische Problem der evangelischen Kirche unserer Zeit zu sein. Der aufgeklärte Protestantismus in der Moderne hat die Menschwerdung Gottes und die Kirchenkritik der Reformation vielleicht ein bisschen zu konsequent zu Ende gedacht und Theologie nahezu rückstandsfrei in Anthropologie, Soziologie, Pädagogik, Politik und Ethik verwandelt. Das führt zu einem hohen Grad der Ununterschiedenheit und der Ununterscheidbarkeit der Kirchen der Reformation von der säkularen Welt.

2: Die Ironie des Schicksals des aufgeklärten Protestantismus besteht möglicherweise darin, dass die vor 500 Jahren begonnene Verwirklichung des Projekts einer modernen reformatorischen Kirche mit dem Projekt der Selbstabschaffung dieser Kirche identisch ist. Die evangelische Kirche, die die Welt entsakralisieren und die Differenz zwischen Heiligem und Profanem inkarnations- und rechtfertigungstheologisch zum Verschwinden bringen wollte, darf sich also eigentlich nicht wundern, wenn sie in dieser Welt auf- und schließlich in ihr untergeht.

Was fehlt der evangelischen Kirche?

Einige reformatorische Denkanstöße zur Inspiration und Diskussion

Theologie ist die Selbstprüfung der christlichen Kirche hinsichtlich des Inhalts der ihr eigentümlichen Rede von Gott. So sinngemäß Karl Barth¹. Als Theologie fragt sich die Kirche, ob sie ihrem Auftrag entspricht, das Evangelium Jesu Christi zu verkündigen. Diese Frage kann sie sich – gerade, um im Alltagsgeschäft den Wald vor lauter Bäumen nicht aus dem Blick zu verlieren – nicht oft genug stellen. 1 Karl Barth, Kirchliche Dogmatik Bd. I, 1, Zürich 1932, 1

len. Theologie dient nicht einer bestimmten, gewohnten Gestalt von Kirche und deren Erhaltung, Konservierung oder Mumifizierung um jeden Preis. Es stimmt also: „Ecclesia semper reformanda“ – aber unter der Maßgabe, dass die Reformation der Kirche die Kirche wieder dorthin zurückführt, wo sie herkommt: zu ihrem Herrn.

Die folgenden Thesen sind ein reformatorischer Denkanstoß und eine Einladung zur Diskussion. Sie

3: Die Trümpfe der Evangelischen Kirche sind womöglich ihre Sargnägel: Individualität, Liberalität und Weltoffenheit. Religiöse Unverbindlichkeit, Unbestimmtheit und Aufgeschlossenheit für nahezu jede Art der theologischen Häresie erweisen sich für viele mehr oder weniger kirchendistanzierte Menschen unserer Gegenwart bei punktuellen persönlichen Begegnungen mit der evangelischen Kirche als sehr attraktiv, führen aber nicht zu einer dauerhaften Identifikation mit dieser Kirche, sondern im Gegenteil zu einer Abnahme kirchlicher Bindungsenergie. Evangelische Pfarrerinnen und Pfarrer sollten sich also nicht zu sehr freuen, wenn Menschen, die ihnen erstmals begegnen, beteuern, dass sie sie niemals für Geistliche gehalten hätten, weil sie „so normal“ sind. Denn für dieselben Menschen könnte dies gerade kein Grund sein, sich neu der Kirche zuzuwenden, da diese der sattsam bekannten Normalität ja all zu sehr entspricht.

4: Es stellt sich die Frage, weshalb ein moderner Mensch der Gegenwart Mitglied einer besonderen Kirche sein soll, wenn diese nur das gesellschaftlich ohnehin unentwegt bekannte Allgemeine, nämlich die Grundwerte der freiheitlich-demokratischen Grundordnung verkörpert und ihre gesellschaftliche Relevanz vor allem dadurch zu sichern sucht, dass sie sich auf das ethisch Gute konzentriert, über das sich die Mehrheit unseres Volkes leicht verständigen kann, so lange die Kirche sich davor hütet zu thematisieren, woher der besondere moralische Anspruch der Kirche rührt. Der Journalist Matthias Kamann hat unlängst darauf hingewiesen, dass „der gesellschaftliche Einfluss der Kirchen ... auf einer spezifischen Form des

Schweigens“² beruht. „Nur“, so Kamann, „weil die Kirchen ... sehr wenig über ihre harten theologischen Motive reden und nur, weil die Gesellschaft diese Motive auch gar nicht erläutern will, können beide Seiten ... fruchtbar kooperieren. Würde über jene religiösen Motive aber ausführlich gesprochen, dann wäre rasch das Trennende erkennbar.“³

5: Vielleicht hat Pfarrer Jochen Teuffel – ein scharfer Kritiker unserer kirchensteuerbasierten Volkskirche – Recht, wenn er schreibt: „Da dem gegenwärtigen Protestantismus der evangelische Lehrkonsens im eigenen Pluralismus weitgehend abhandengekommen ist, kann man gemeinsam kaum noch etwas Positives bezeugen (protestare). Der Protestantismus braucht daher die ‚liberale‘ Abgrenzung von der römisch-katholischen Kirche, um eine eigene, wenn auch negative Identität auszuweisen.“

Das Verständnis des Evangelisch-Seins ergibt sich nicht länger über gemeinsame Glaubensartikel. Stattdessen spricht sich die eigene Unbestimmtheit als ein ‚Wir sind so frei‘ aus: Wer ‚evangelisch‘ ist, muss nicht das glauben oder das tun, was in der römisch-katholischen Kirche gilt. Er ist vielmehr in seinem Gewissen innerlich und äußerlich frei. So hat es ja schon ... Hegel ... gelehrt: ‚Dies ist der wesentliche Inhalt der Reformation; der Mensch ist durch sich

2 Matthias Kamann, Kirche, Medien und Moral, in: Moral ohne Bekenntnis? Zur Debatte um Kirche als zivilreligiöse Moralagentur, Dokumentation der XVII. Konsultation Kirchenleitung und wissenschaftliche Theologie, im Auftrag der VELKD hrsg. v. Claas Cordemann und Gundolf Hofert, Leipzig 2017, 53-63, dort 59 3 Ebd.

selbst bestimmt, frei zu sein.“⁴ Je festlegungsfreier und allgemeinverständlicher die Kommunikation des Evangeliums ist, um so weniger vermag sie Menschen einzunehmen. Wenn Kommunikation alles ist, droht der Inhalt der Kommunikation zweitrangig zu werden.

6: Je weniger man als Christ aber in der Kirche ermutigt wird, über Glaubensfragen und über die letzten statt über die vorletzten Dinge zu reden, umso bedeutungsloser wird einem irgendwann die christliche Botschaft erscheinen. Ihre totale Übersetzbarkeit in Phänomene des jederzeit von jedem Erfahrbaren dünnt sie aus. Der kleinste gemeinsame Nenner des allgemein zumutbar Bedeutsamen ist auf Dauer fad und nichtssagend. Eine alles- und nichtssagende Kirche aber hat keine Zukunft, so sehr Positionsoffenheit und Toleranz gerade in Zeiten des fundamentalistischen Terrors als großartige humane Errungenschaften unserer christlich-abendländischen Kultur unbedingt zu würdigen und zu verteidigen sind. Franz Kafka ist zuzustimmen: „Der Messias kommt, sobald der zügelloseste Individualismus des Glaubens möglich ist.“⁵ Wie aber gehen Individualismus und Kirchenbindung ohne Bigotterie und ohne ekklesiogene Schizophrenie zusammen? Die evangelische Kirche könnte ein Ort sein, an dem der gemeinsame Glaube an die unbedingte Wahrheit und der Individualismus des Glaubens und Lebens zugleich lebbar sind, ohne dass die Einheit der Kirche dadurch gefährdet sein müsste.

4 Jochen Teuffel, Protestantische Selbstsäkularisierung, in: Christ in der Gegenwart 68, 2016. Siehe online unter www.christ-in-der-gegenwart.de/aktuell/artikel_angebote_druckversion?k_beitrag=4576329.

5 Franz Kafka, Die acht Oktavhefte, Projekt Gutenberg und tredition, Hamburg, o. J., 31.

Es stellt sich die Frage, weshalb ein moderner Mensch der Gegenwart Mitglied einer besonderen Kirche sein soll, wenn diese nur das gesellschaftlich bekannte Allgemeine verkörpert.

7: Weil die evangelische Kirche oft vor allem Sozialmoral, ethische, ökologische und politische Korrektheit und weniger Gott als Geheimnis, als letzten Grund, als letzten Sinn und als letztes Ziel der Welt verkündigt, droht eine bestimmte Gestalt ethischer Verkündigung in der Tradition prophetischer Kultkritik alles Metaphysische, Ästhetische, Eschatologische und letztlich auch Theologische aus dem Raum der evangelischen Kirche zu verdrängen. Menschen nehmen übrigens selbst dann an, dass Kirche nur moralisch mit ihnen kommunizieren möchte, wenn sie es nicht tut. Leider steht die Ethik nicht nur mit der Dogmatik, sondern auch mit der Ästhetik nicht selten auf Kriegsfuß. So werden denn auch der Sinn und der Geschmack für das Unendliche im Endlichen, die Sensibilität für das Heilige und das Gespür für Stimmungen und für Stil im Protestantismus der Gegenwart nicht immer so gepflegt, dass Kirche als Ort der Berührung des Weltlichen durch das ganz Andere erfahrbar würde. Genau diese heilsame Unterbrechung des Alltags, genau diese konkret erfahrbare Aufhebung des Weltlichen, ja sogar eine gewisse punktuelle Weltflucht ersehnen aber Menschen, die sich nach Religion, nach Spiritualität und nach Gott sehnen.

8: Wenn das Für-Andere-Sein des Menschen Jesu unwillkürlich zur Mitte der Schrift erhoben werden, löst sich das Evangelium Christi rückstandsarm in Humanismus und Zwischenmenschlichkeit, um nicht zu sagen Gutmenschlichkeit auf. Was es aber jenseits dessen bedeuten und wie – etwa im Gespräch mit Wissenschaft und Kultur der Gegenwart – artikuliert werden könnte, dass es Gott gibt und dass die Welt gerettet ist, gerät aus dem Blick. Der Protestantismus in dieser Gestalt ist überdies anschlussfähig für Atheismus und Agnostizismus, was auch als Erbe des Ende der 60er

Jahre ins Christentum heimgeholt. Marxismus begriffen werden kann. Angesichts des Schwindens der metaphysischen Dimension des Glaubens, angesichts der Erhebung des Vorletzten zum Letzten und angesichts der Verwandlung des Religiösen in Sozialarbeit und gelingendes Mit-einander verwundert es nicht, dass selbst in der Kirche das Interesse an Religion schwindet und Gott nicht einmal mehr ignoriert wird. – Oder ist Jesus tatsächlich das Ende der Religion, die Entstehung der Kirche ein Missverständnis und das Ende der Kirche nur die logische Konsequenz der Botschaft Jesu?

9: Die Verflachung und Verdünnung der Dimension des Letzten, die unhinterfragte Akzeptanz einer säkularen, naturwissenschaftlichen, humanwissenschaftlichen, soziologischen oder psychologischen Beschreibung der Wirklichkeit, das Schweigen von dem, was uns unbedingt angeht und was höher und tiefer ist als unsere Vernunft, begünstigen geistliche Sprachlosigkeit und führen zu religiösem Analphabetismus. Wenn überhaupt, dann geht die Kirche vermutlich an sich selbst zugrunde. Die spirituelle und theologische Schmalbrüstigkeit und Selbstbanalisierung des kirchlichen Protestantismus führt in der Außenperspektive und in der Innenperspektive dazu, dass die evangelische Kirche des Abendlandes nicht mehr als Ort wahrgenommen wird, an dem spirituelle oder gar metaphysische, spricht: religiöse Erfahrungen gemacht und gedeutet werden können. Manche Menschen, für die Nächstenliebe – etwa als Flüchtlingshilfe – selbst eine spirituelle, christlich deutbare Erfahrung darstellt, finden in der Volkskirche zwar noch eine Heimat. Andere brauchen für diese Gestalt des

Menschen nehmen übrigens selbst dann an, dass Kirche nur moralisch mit ihnen kommunizieren möchte, wenn sie es nicht tut.

Auslebens ihrer Sozialspiritualität aber weder Christentum noch Kirche.

10: Nicht alle Menschen, die aus der Kirche austreten, treten jedoch aus ihrer Religiosität aus. Sie pflegen diese vielmehr in der charakteristisch modernen, individuellen, diskontinuierlichen und oft selbstverpflichtungsfreien Gestalt – oder eben als Gegenbewegung zur intensitätsarmen Volkskirche in Freikirchen mit klarerem christlichen Profil und höherer religiöser und emotionaler Bindungsenergie. Den Frömmeren ist die Volkskirche in Glaubensdingen, den Linksliberalen allenfalls in Sachen Ethik zu kontur- und orientierungslos. Ansonsten halten es die Liberaleren in und außerhalb der Kirche in Sachen Glauben wie in Sachen Ethik mit dem Satz, der spätestens nach drei Minuten in populärethischen und populartheologischen Diskussionen zu fallen pflegt: „Das muss jeder für sich selbst entscheiden.“ – Kann es sein, dass unser säkulares, ehemals christliches Abendland und die Subjekte, die es hervorgebracht hat, so verfasst sind, dass die Prozesse der Distanzierung von der Religion und der Distanzierung Religiöser von der Volkskirche als unaufhaltsam gelten müssen?

11: Auf das religiöse Vakuum des modernen, ehemals christlichen Abendlands trifft derzeit die aggressive Religiosität fundamentalistischer islamischer Strömungen. Das erzeugt Angst – um so mehr angesichts leerer Kirchen, die einer Bemerkung Margot Käbmanns zufolge Angst vor vollen Moscheen machen⁶. Viele Christen haben

⁶ So Margot Käbmann im Gespräch mit Frank Plasberg im TV-Magazin »Hart aber Fair« am 14. September 2015.

dem nichtchristlichen religiösen Fundamentalismus, aber auch dem zeitgenössischen Atheismus nichts Triftiges entgegenzusetzen, vor allem nicht fundamentale christliche Überzeugungen, die sie in der ersten Person Singular oder in der ersten Person Plural vertreten und artikulieren können oder wollen. Das zeigt sich auch im Religionsunterricht. Je mehr Jugendliche muslimischer Herkunft an ihm teilnehmen, desto reger werden die Diskussionen über Gott. Manche religiös unmusikalische Zeitgenossen nehmen die Situation, in der Religion ihre Fratze und ihr Zerrbild, nämlich ihr Gewaltpotenzial zeigt, zum Anlass, der Religion und der Kirche gänzlich den Rücken zu kehren, weil sie Religion nicht als Friedensstifterin, geschweige denn als Opium, sondern als Dynamit des Volkes detektieren und für eine Feindin der liberalen Gesellschaft halten. Auch die Einsicht, dass dies ein einseitiges Urteil und ein Missverständnis darstellt, würde an ihrem Entschluss wohl nichts ändern.

12: All dies führt wie bereits angedeutet schließlich zur entscheidenden Frage, ob die christliche Religion in ihrer kirchlich organisierten und institutionalisierten Gestalt überhaupt noch eine Zukunft hat. Ist die Zeit der vereinsmitgliederschaftlichen Religionszugehörigkeit in einer Volkskirche womöglich zu Ende? Ist das abendländische evangelische Christentum selbst am Ende? Hat das Christentum nur in Gesellschaften, in welchen das Evangelium als befreiende gesellschaftliche Utopie seine Strahlkraft entfaltet, eine Zukunft? Bräuchte es, wie Nietzsche schon vor mehr als 125 Jahren gefordert hat, eine völlig neue Religion und einen völlig neuen Gott? Oder kann die Kirche 7 Friedrich Nietzsche, Der Antichrist

Wir könnten keine Angst davor haben, eine Kontrastkirche zu werden, die getrost dem Rhythmus ihrer eigenen Sachlichkeit und ihrem Herrn und Bruder Jesus Christus folgt.

des Gottes Jesu Christi dadurch wieder zu Strahlkräften kommen, neu sichtbar werden und zu sich selbst finden, dass sie als Differenz- und Minderheitskirche einen Unterschied macht und frei von Befriedigungsstrategien der vermuteten Bedürfnisse und Bedarfe ihrer aktuellen und potenziellen Mitglieder eine Alternative zur einförmigen volkshirchlichen Wiederkehr des gesellschaftlich und kirchlich Anschlussfähigen darstellt? – Wäre es vielleicht am souveränsten, die Kirche Jesu Christi würde endlich gelassen und heiter aus dem Traum erwachen, attraktiv und begehrenswert sein zu wollen? Wäre es am evangeliumsgemähesten, sie würde schlicht und einfach – und sei es für Wenige – verkündigen, dass alles gut ist, weil Gott alles gut gemacht hat?

13: Wenn nun aber das Zeitalter der Religion nicht zu Ende wäre, wenn also Menschen christlich-religiös ergreifbar wären und sich danach sehnen würden, Erfahrungsräume der geheimnisvollen irdischen Gegenwart des Göttlichen aufzusuchen, dann könnte es ja dennoch sein, dass sie ihrer Verliebtheit in eine bestimmte – vielleicht sogar christliche – Spiritualität nicht durch Kirchenmitgliedschaft Ausdruck verleihen, aber andererseits gerne in den Genuss der traditionellen kirchlichen Übergangsrituale kommen möchten. Üblicherweise sträubt sich in uns Kirchenchristen manches dagegen, Kirche als (zahlungspflichtige) punktuelle religiöse Dienstleistung zu begreifen und zu

(zusammen mit „Der Fall Wagner“, „Götzen-Dämmerung“, „Ecce Homo“, den „Dionysos-Dithyramben“ und „Nietzsche contra Wagner“), Kritische Studienausgabe Bd. 6, hrsg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari, München 1988, 185.

finanzieren. Wir fürchten, dass die Kirche dadurch zur Hure werden könnte, wobei zu fragen ist, ob wir uns nicht ohnehin schon fortwährend prostituieren, um niemanden vor den Kopf zu stoßen und niemanden zu verlieren.

14: Wenn aber die geistlichen Rituale der zwei Jahrtausende alten Kirche als faszinierend und lebensversichernd empfunden werden, warum verwendet diese Kirche auch in ihrer evangelischen Gestalt dann nicht mehr Energie in deren ästhetische, sinnliche und emotionale Gestaltung und Intensivierung? Zumal in evangelischen Kirchen erlebt man ja durchaus immer wieder wenig sinnliche, passionsarme Schwundstufen des Evangeliums, der Mahlgemeinschaft, der Buße, der Taufe, der Trauung, der Bestattung, des Gebets und des Segens. Warum haben wir nicht den Mut, Feste des Nichtwiedererkennens mit unserer Kirche und mit unserem Glauben zu feiern? Warum nur erschöpfen wir uns so oft im Unwesentlichen und kommen als spirituelle Persönlichkeiten kaum mehr in Betracht? Weil wir leer sind? Weil wir überarbeitet sind? Weil wir uns keine andere Kirche vorstellen können und uns die Phantasie für Veränderung fehlt? Oder weil uns der Spatz in der Hand lieber ist als die Taube (sic!) auf dem Dach?

15: Viele haupt-, neben- und ehrenamtliche Mitarbeitende unserer evangelischen Volkskirche spüren instinktiv, dass auch die im Reformationsjubiläumsjahr nicht nennenswert gesunkenen Kirchaustrittszahlen ein Zeichen dafür sein könnten, dass wir im Schiff, das sich Volkskirche nennt, nicht auf dem richtigen Dampfer sind und vielleicht etwas ändern sollten. Vor allem zwei Strategien und Motivationen bieten sich an. Wir könnten den Traum der Gesellschaftskirche weiterträumen und alles tun, um als Erlebnis- und Dienstleistungs-

kirche für möglichst viele attraktiv zu bleiben und zu werden. Oder wir könnten keine Angst davor haben, eine Kontrastkirche zu werden, die getrost dem Rhythmus ihrer eigenen Sachlichkeit und ihrem Herrn und Bruder Jesus Christus folgt und geistesgegenwärtig das Heil der Welt verkündigt – wahr, klar und spirituell intensiv, also so, dass die Kirche zu einem Ort wird, an dem sich die Tür zum Grund des Seins einen Spalt weit öffnet. – Weil aber Veränderung angesichts unseres hohen Arbeitspensums zu anstrengend ist und wir ja doch von der derzeitigen Volkskirche profitieren, machen, ackern und wursteln wir so weiter wie bisher und hoffen, dass es noch lange so weitergeht und der kirchliche Versorgungsfonds bis auf Weiteres Sturm und Wellen trotz.

16: Was würde geschehen, wenn wir dem Wunsch der Menschen nach mehr geistlicher Präsenz tatsächlich entsprechen wollten und auch könnten – etwa, weil die kirchliche Verwaltungsdienstleistungsinfrastruktur so optimiert wäre, dass Pfarrerinnen und Pfarrer nicht nur Sozialmanager und Verwaltungsspezialisten sein müssten, sondern Priester und Priesterinnen und geistliche Hirten und Hirtinnen ihrer Gemeinde sein könnten? Was würde geschehen, wenn Pfarrer und Pfarrerinnen, Diakone und Diakoninnen, Religionspädagogen und Religionspädagoginnen, aber auch die ehrenamtlich in der Kirche Engagierten dem Priestertum aller Getauften künftig so Gestalt verleihen würden, dass sie sich als authentische christliche Charismatiker und Charismatikerinnen präsentieren, die die heils- und sinnsehnsüchtigen Menschen ins Heilige geleiten und an die Quelle der Antworten auf ihre tiefsten Fragen führen? Wären wir am Ende unversehens katholisch geworden? Und können wir deshalb nicht zulassen, dass es so weit kommt, weil wir eben nicht römisch-katholisch werden, son-

dern evangelisch-lutherisch bleiben wollen? Oder sollten wir klug wie die Schlangen dem Katholizismus seine stärksten Seiten abluchsen und mit den stärksten Seiten der evangelischen Kirchen verbinden?

17: Was also sollen wir tun? Oder anders gefragt: Wer wollen wir sein? Welche Facetten unserer kirchlich-christlichen, evangelisch-lutherischen Religiosität wollen wir stärker akzentuieren? Können wir überhaupt etwas tun? Bleibt uns am Ende nur das Gesundschumpfen? – Womöglich lässt sich unser Glaube ja nur beleben, wenn unsere Volkskirche immer bedrängter und marginaler wird, weil wir dann endlich deutlicheres Profil zeigen können und auf dem Markt der Sinnstiftungsangebote und der sozialen Dienstleistungen unverwechselbar als das einzig Wahre wahrgenommen und wieder konkurrenzfähig werden. Aber welches Profil wollen wir zeigen und schärfen? Worauf wollen wir uns konzentrieren? – Am Ende kommen die notwendigen Ideen vielleicht erst kurz vor dem Ende, weil der Mensch eben vor allem durch Schmerz lernt. Sollen wir also gelassen und voller Gottvertrauen in den Untergang gehen, weil Hölderlin doch recht hatte, als er dichtete: „Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch.“⁸ – Wer weiß!?

KR Prof. Dr. Ralf Frisch, Dozent für Systematische Theologie und Philosophie, Evangelische Hochschule Nürnberg; Theologischer Referent bei der Landessynode der Evang.-Luth. Kirche in Bayern

⁸ Friedrich Hölderlin, Werke in einem Band, auf der Grundlage der Ausgabe v. Günter Mieth, hrsg. v. Hans Jürgen Balmes, München und Wien 1990, 197.

„Dienst nach Vorschrift“ oder Lust am Pfarrberuf?

Eine Beunruhigung ernst nehmen

Zwölf Jahre lang bin ich Pfarrer an der Barfüßerkirche in Augsburg gewesen, bevor ich die Leitung des Pastorkollegs Neuendettelsau übernommen habe. Ich kenne die Schönheit des Lebens in und mit einer Gemeinde und seine Mühen. Und die Frage ist nie verstummt: warum tun wir das, was wir tun?

Eine historische Kirche ist voller Antworten, die Menschen vor uns auf diese Frage gegeben haben. Oft drücken sie sich aus wie in einer fremden Sprache, die wir erst wieder entziffern müssen. Dann können die alten Antworten zu einem Gesprächspartner werden über die Zeiten hinweg. Für mich wurde die Barfüßerkirche, die erste franziskanische Niederlassung auf deutschem Boden, über die Jahre immer mehr zu einem solchen Gesprächspartner.

Von der einstmals größten Augsburger Hallenkirche steht heute nach den Kriegszerstörungen nur noch der ehemalige Mönchschor als Restkirche. Und ein Flügel des Kreuzganges. Vor dem Eingang in den Kirchenraum findet sich dort der älteste Schlussstein des Gewölbes. Franziskus ist darauf zu sehen, umgeben von Tieren und Bäumen. Das Gewölbe ruht auf Kapitellen, die nach den Symbolen der Evangelisten ausgeführt sind.

Das ikonografische Programm ist so schlicht wie kühn: mehr als tausend Jahre, nachdem der Sohn des Zimmermanns durch Galiläa gezogen ist und zu einem radikalen Vertrauen auf Gott gerufen und eingeladen hat, erinnert der Sohn des Tuchhändlers aus Oberitalien mit seinem Leben daran, dass es möglich ist, diesem Ruf in großer

Einfachheit zu folgen. Er hat darin eine ungeahnte Freiheit und die vollkommene Freude gefunden. Seine Entdeckung war so einfach wie radikal: die Einladung Jesu zum Vertrauen auf Gott und seine besondere Liebe zu den Armen muss nicht interpretiert, sie kann gelebt werden.

Manchmal habe ich mich gefragt, wie seine Brüder nur 200 Jahre später unter diesem Schlussstein mehrmals am Tag zum Gebet in die Kirche gegangen sind. Waren sie beunruhigt, weil sie inzwischen in einem großen und bedeutenden Kloster lebten, das so wenig zu den einfachen Anfängen ihrer Bewegung passte? Haben sie sich damit arrangiert? Kamen sie überhaupt noch dazu, sich solchen Fragen zu stellen angesichts der vielfältigen liturgischen, wirtschaftlichen und politischen Aufgaben und Beanspruchungen, in die sie eingebunden waren? Oder haben sie diese Fragen angesichts der neuen Herausforderungen anders beantwortet – und sich darin neue Überzeugungen erschlossen, ohne ihre Ursprünge zu verraten?

Heute gehen Kirchen- und Gottesdienstbesucher und Pfarrerinnen und Pfarrer unter diesem Schlussstein in die Kirche und zum Gottesdienst. Und manchmal habe ich gedacht, dass er in aller Schönheit und Schlichtheit auch eine Mahnung bleibt. Wie weit haben wir uns entfernt von der Einladung Jesu zu einem einfachen Vertrauen? Welche Logiken, welche Dynamiken bestimmen heute unser Leben und unsere Kirche? Was beansprucht unsere Zeit, unsere Kräfte, unsere Aufmerksamkeit, unser Leben?

Wir reden vom Vertrauen auf Gott – verlassen uns aber doch lieber auf unsere Rücklagen. Unsere Aufmerksamkeit, Zeit und Sorge gelten in so hohem Maß unserem Besitz und der Verwaltung unseres Besit-

zes, dass wir zu erstarren drohen in einer institutionellen Logik, die zunehmend auch unser Denken und Sprechen prägt, unsere Zeit, unsere Kraft, unsere Energien bindet und uns müde macht und freudlos.

Als Gemeindepfarrer habe ich sie erfahren, die kleiner werdenden Freiräume. Den Druck, ein System bedienen zu sollen. Und die Dominanz einer administrativen Logik, die oft unterstützend gedacht und mit dem Anliegen verbunden ist, die Freiräume für die „eigentliche“ pastorale Arbeit zu vergrößern. Erlebt habe ich das Gegenteil. Das „satis est!“, zu dem der Dienstordnungsprozess ermutigt, hat auch seinen Ort gegenüber sich verselbstständigenden Ansprüchen der Administration. Und vielleicht müssen wir noch einmal in großer Freiheit prüfen – nicht, was wir tun, sondern was wir lassen können!

In unserer Kirche werden dazu unterschiedliche Möglichkeiten erprobt: von Verwaltungsverbänden über den Dienstordnungsprozess bis zu geschäftsführenden Assistenzen. Der PuK-Prozess wird darin neue Perspektiven und Kooperationsmöglichkeiten eröffnen. Ein großes Thema, das noch nicht angegangen wurde, ist die Frage nach der obligatorischen Verpflichtung aller Pfarrerinnen und Pfarrer zur Erteilung von Religionsunterricht. Nicht nur viele Kolleginnen und Kollegen ist diese Beanspruchung eine Last – sie ist es auch vielen Kindern. Müssen wir nicht längst diesen Bereich gabenorientierter als bisher organisieren?

Warum sind wir Pfarrerinnen und Pfarrer geworden? Eine tief sitzende Beunruhigung über diese Frage hat mich ans Pastorkolleg geführt. Was ist aus unseren Anfängen geworden? Wo wurden sie bestärkt und erfrischt durch die Erfahrung von lebendiger Gemeinschaft, erfüllte Zeiten und gelingende Projekte und das Glück, in einer Ge-

meinde wirkliches Leben teilen zu können? Und wie sehr haben sich Schichten von Routine, alltäglicher Gewöhnung, aber auch Entfremdung, Enttäuschungen, Verletzungen, unerfüllter Hoffnungen und Erwartungen, kleinlicher Auseinandersetzungen und Müdigkeit über diese Anfänge gelegt?

Was treibt uns noch um – außer SAP, Landesstellenplan, zwischenmenschlichen Konflikten und Baumaßnahmen? Wo können wir in uns den Geist des Kindseins neu wecken lassen, die Sehnsucht nach Gott und eine Liebe zu den Menschen? Erwarten wir noch etwas für unser Leben, für unsere Gemeinden und für unsere Kirche – außer, dass es irgendwie funktioniert und weitergeht?

Das Pastorkolleg ist für mich einer der Orte, die solchen Fragen Raum geben. Unsere Landeskirche leistet sich diesen Ort – in dem tiefen Wissen darum, dass Organisationslogik und institutionelle Professionalisierung nicht ausreichen als Antworten auf die Herausforderungen, vor denen wir stehen. Das Pastorkolleg lädt dazu ein, die Einladung des Evangeliums zu erinnern: unsere erste Berufung besteht darin, zu lieben und auf Gott zu vertrauen. Und es lädt dazu ein, die Freiheit zu erinnern, die wir als Pfarrerinnen und Pfarrer haben – und sie aktiv zu gestalten. Um die Freude zu erneuern in dem, was wir tun.

Mehr als ein Job: eine Berufung neu entdecken

Es hilft nichts, wir können dem Anspruch doch nicht entkommen, auch nicht durch Dienstordnungen. Das Pfarramt ist mehr als ein Job, der zuverlässig und professionell getan werden will. In der Folge der Apostel nimmt es uns mit unserer ganzen Identität in Anspruch, als die Menschen, die wir sind, mit

unseren jeweils besonderen Gaben und Grenzen – nicht als zuverlässige Beamte.

Nicht die deutlichere Trennung von Beruf und Privatleben, die immer wieder gefordert wird, ist die angemessene Antwort auf die Frage, wie Pfarrerinnen und Pfarrer geschützt werden können vor eigenen und fremden maßlosen Ansprüchen. Die liegt vielmehr in der Einladung, beides wieder neu zu integrieren in einem Selbstverständnis, das der Schönheit und dem umfassenden Anspruch unserer Berufung ebenso Raum gibt wie dem Respekt vor unserer eigenen Menschlichkeit und vor den Menschen, mit denen wir verbunden sind.

Wenn Pfarrerinnen und Pfarrer sich nur mit schlechtem Gewissen in der Öffentlichkeit einen Kaffee gönnen – oder das eben gar nicht tun aus Scheu: dann läuft etwas grundlegend schief. Es ist kein ungehöriger und nur verschämt in Anspruch genommener Luxus, spazieren zu gehen, Sport oder Musik zu machen, gute Bücher zu lesen, mit den Kindern zu spielen, mit dem Partner bummeln zu gehen, den Garten zu pflegen, Hühner zu haben oder Bienen, zu nähen, ausgiebig die Zeitung zu lesen oder was immer zu tun, was man gerne – aber viel zu selten tut.

Das alles ist Teil unseres Lebens, der nicht nur an die Ränder und in die Lücken „verbannt“ werden darf, die der Terminkalender lässt – oder eben nicht lässt. Es ist Teil unseres Lebens, der um dieses Lebens und des Himmels willen nicht vernachlässigt oder gar vergessen werden darf. Es ist Ausdruck des Respekts vor unserer Menschlichkeit, uns dafür Zeit zu nehmen. Es ist Teil unserer Identität und unserer Integrität, eben nicht nur „zu arbeiten“, sondern sich Zeit zu nehmen für Muse, für Gemeinschaft, zum Spiel, für Schönheit und Genuss.

Der laufende Prozess der Erstellung von Dienstordnungen kann dabei eine Hilfe und Unterstützung sein. Das Instrument der Dienstordnung kann klärend und hilfreich sein, wenn es zum einen die Gelegenheit bietet, sich Rechenschaft darüber abzulegen, was wir tatsächlich tun mit unserer Zeit, und zum anderen dabei hilft, Zuständigkeiten und Begrenzungen zu beschreiben. Es verfehlt nach meiner Überzeugung seine Funktion, wenn es ausschließlich Kerntätigkeiten als Pflichtaufgaben standardisiert und so schnell den zum Ansatz gebrachten oszillierenden Stundenumfang erreicht, der nicht überschritten werden soll. Dann werden aus dem Dienst Dienstleistungen, die professionell und zuverlässig erbracht werden. Aber wollen wir das sein als Kirche: ein berechenbarer Dienstleistungsbetrieb für fromme Angelegenheiten?

Das Instrument der Dienstbeschreibungen lässt sich doch kreativer, lebendiger, individueller nutzen. Eine Beschränkung der zeitlichen Berechnungsgrundlage auf rein innergemeindliche Tätigkeiten und „Pflichtaufgaben“ entspricht nicht den Herausforderungen, vor denen wir stehen. Eine reine Verlängerung und Professionalisierung herkömmlicher Angebots- und Tätigkeitsformate geht an der Tatsache vorbei, dass wir die Menschen zu verlieren drohen – und dieser Herausforderung nur begegnen können, wenn wir Experimente wagen, aus uns herausgehen und in aller Freiheit neue Formen ausprobieren.

Die aber können nicht standardisiert beschrieben werden, die müssen personbezogen und gabenorientiert erfunden werden. Und dafür brauchen Pfarrerinnen und Pfarrer Freiräume, die immer wieder in ihrem Umfang überprüft und angepasst und zu denen sie von ihren Dekaninnen und Dekanen ermutigt werden. Das bedeutet, dass Dienst-

ordnungen nur in einem begrenzten Umfang auf Stellen hin erstellt werden können: ihr eigentliches Profil erhalten sie durch die Menschen und ihr je eigenes Profil, die eine Stelle aktuell ausfüllen.

Solch eine bewegliche Handhabung von Dienstordnungen entspricht auch der Motivlage zumindest einer großen Zahl von Pfarrerinnen und Pfarrern eher als eine zu starke Gewichtung konventioneller Aufgaben. Viele, wohl die meisten Pfarrerinnen und Pfarrer tun zuverlässig, was ihnen aufgetragen ist. Ihr Herz aber schlägt oft mehr bei Formaten und Projekten, die in einem Arbeitszeitmodell nicht standardisiert und rechnerisch nur begrenzt erfassbar sind.

Diese Ressource einer hochmotivierten, engagierten und lustbetonten Motivation kann eigentlich nicht unberücksichtigt bleiben, ohne eine Grundmotivation auch für andere Tätigkeiten zu gefährden. Eine so individuelle Gestalt der Erstellung von Dienstordnungen freilich erfordert Beweglichkeit, Vertrauen und Engagement auf allen Seiten: auf Seiten der Dekaninnen und Dekane ebenso wie auf Seiten der Pfarrerinnen und Pfarrer, die dann auch herausgefordert sind, mutig die Freiräume zu gestalten, die unser Beruf bietet.

Und schließlich erfordert solch eine Praxis Beweglichkeit und Vertrauen und Mut auf Seiten der Gemeinden: denn die Freiräume, die gestaltet, die Experimente, die gewagt und die Formate, die ausprobiert werden sind ja keine Privathobbies ihrer Pfarrerinnen und Pfarrer. Sie sind Ausdruck unserer gemeinsamen Suche danach, wie wir als Kirche mit Menschen in Kontakt kommen können, um das Evangelium in die Welt zu tragen und Menschen dazu einzuladen, auf Gott zu vertrauen.

Der Weg entsteht im Gehen: auf der Suche nach der Kirche von morgen

„Dass allezeit eine heilige, christliche Kirche sein und bleiben muss...“ – mehr ist in unserem Bekenntnis nicht gesagt. Wie die Kirche von morgen aussehen wird, wissen wir nicht. Eine Suchbewegung drückt sich etwa in dem beginnenden Prozess von Profil und Konzentration aus. Sind wir dazu bereit, in solcher Freiheit weiterzugehen? Ohne Sorge um uns selber? Ohne die Last einer Verantwortung, retten zu müssen, was uns vertraut ist und lieb? Frei von allen Selbsterhaltungsinteressen? In großer Selbstlosigkeit – und Selbstvergessenheit? Dazu lädt das Evangelium doch ein: großzügig Samen auszustreuen, uns niemals entmutigen zu lassen, aus der Freude des Evangeliums zu leben – und auf Gott zu vertrauen. Mehr können und sollen wir nicht tun.

Die Worte des Auferstandenen an seine Jünger am Ende des Matthäusevangeliums bleiben zum Staunen. Jenseits der Frage nach ihrer Historizität sind sie Ausdruck eines Vertrauens, das seinen Ursprung in der Begegnung mit dem Auferstandenen hat. Die Widersprüchlichkeit der Jünger, ihre Grenzen und ihre Zweifel sind offenkundig geworden. Niemand kann sich mehr über ihre Möglichkeiten hinwegtäuschen, sie selber am allerwenigsten. Einige zweifeln noch immer – und ihnen vertraut der Auferstandene das Kostbarste an. Er sendet sie, an seiner Berufung teilzuhaben: ausnahmslos alle Menschen, ohne Grenzen, in die Gemeinschaft mit Gott einzuladen. Und ihnen sagt er seine Gemeinschaft zu bis ans Ende der Zeiten.

Das Pastorkolleg ist ein Ort, an dem wir immer neu zu dem Wagnis einladen möchten, aus dieser Verheißung zu leben. Mitten in unserer Welt. Als Menschen, die

darin immer Anfänger bleiben. Als Suchende und Staunende. Im Vertrauen auf die Gaben und Schätze, die die Menschen in unsere Kurse mitbringen: es ist doch alles da! Im Zusammenspiel mit den anderen Fortbildungseinrichtungen unserer

Landeskirche möchten wir uns so auf die Suche machen nach einer Kirche von morgen.

*Frank Zelinsky, Rektor
Pastorkolleg Neuendettelsau*

Bayreuther Str. 1, Nürnberg, als Dienstimmobilie?

Stellungnahme der Konferenz Dienste und Einrichtungen der evang.-luth. Kirche in Bayern

Frau Synodalpräsidentin
Dr. Annekathrin Preidel

Sehr geehrte Frau Präsidentin!

Im Auftrag der Mitglieder der KDE teilen wir dem Präsidium unserer Synode Folgendes mit (das LKA ist durch eine Fragebogenaktion bereits über unsere Haltung zur B 1 informiert):

Bei der letzten Tagung der Konferenz der Dienste und Einrichtungen vom 26. September 2017 wurde die Situation der Nürnberger landeskirchlichen Dienste und Einrichtungen im Blick auf die Immobilie Bayreuther Str. 1 diskutiert. Dabei wurde klar, dass die anwesenden Einrichtungsleiterinnen und Einrichtungsleiter größte Skepsis gegenüber einem Umzug in diese Immobilie haben. Viele von ihnen befürchten, dass das Profil ihrer Einrichtungen durch die Unterbringung in einem riesigen, sehr funktionalen Gebäudekomplex, verschoben wird bzw. untergeht.

Eine enge Zusammenarbeit der Dienste und Einrichtungen ist durch unterschiedliche institutionalisierte Tagungsformate wie z. B. Konferenzen der Dienste und Einrichtungen und Handlungsfeldkonferenzen strukturell bereits gegeben. Viele persönliche und dienstliche Kontakte haben sich aus diesen Treffen entwickelt

und werden je nach Arbeitszusammenhängen intensiv gepflegt. Es ist nicht ersichtlich, inwiefern das Objekt B1 zu einer Optimierung dieser Beziehungen beitragen könnte.

Von einigen Einrichtungen wurde ins Feld geführt, dass ihr jeweiliger Arbeitsbereich bezüglich des derzeitigen Ortes mit einer langen Tradition verbunden ist. Da solche Traditionen in unserer Kirche doch zu Recht bisher immer als etwas Gutes empfunden wurden, sollte man an diesen „Pfeilern“ theologischen und kirchlichen Lebens und Handelns nicht mutwillig rütteln.

Allgemein ergab die Diskussion, dass die Mehrzahl der betroffenen Dienste und Einrichtungen kein Interesse an einem Umzug in die Immobilie Bayreuther Str. 1 hat. Ein möglicher Vorteil beziehungsweise Gewinn wird von nahezu allen Anwesenden in Frage gestellt.

Wir bitten deshalb sehr darum, dass auf keinen Fall gegen die Entscheidungen bzw. den erklärten Willen der Dienststellenleitungen (in Abstimmung mit den jeweiligen Mitarbeitervertretungen)

Beschlüsse für eine Wandlung der bisherigen Ertragsimmobilie in eine Dienstimmobilie getroffen werden.

Mit herzlichen Grüßen

Dr. Johannes Rehm
Sprecher des geschäftsführenden Ausschusses der Konferenz Dienste und Einrichtungen

Klaus Buhl
Stellvertretender Sprecher des geschäftsführenden Ausschusses der Konferenz Dienste und Einrichtungen

Isolde Heine-Wirkner
Stellvertretende Sprecherin des geschäftsführenden Ausschusses der Konferenz Dienste und Einrichtungen

Verlinkt

Ein paar Links zu befreundeten Vereinen und Organisationen:

Vereinigung bayerischer Vikarinnen und Vikare, Pfarrerinnen und Pfarrer: www.vbv-bayern.de

Landeskongress der bayerischen evangelischen Theologiestudierenden: www.labet.de

Evang. Pfarrverein in Württemberg: www.pfarrverein-wuerttemberg.de

Verband evangelischer Pfarrerinnen und Pfarrer in Deutschland e.V.: www.pfarrerverband.de

„Für immer halb?“ Weitere Folgen des Halbstellen-Zwangs

Vielen Dank für die Rückmeldungen und Tipps, auch von Kolleg*innen die schon im Ruhestand sind! Diese zum Teil hochemotionalen, wütenden, frustrierten oder verzweifelten Rückmeldungen haben mir deutlich gezeigt, dass das Problem „Ruhestand der zwangsgeteilten und zwangshalbierten Stellen“ nicht nur mein alleiniges Problem ist, sondern dringend angegangen werden muss. So habe ich mich im Sommer zur Unterstützung an die Personalabteilung/OKR Völkel, an die Abteilung Finanzen/OKR Dr. Barzen und an die Gesetzgebung/Synode/Dr. Preidel gewandt.

Die Synodalpräsidentin Dr. Preidel hat über Pfarrerin Barraud-Volk vorgeschlagen, eine Eingabe an die Synode zu machen – was ich getan habe – damit sich die Synode jetzt im November in Amberg mit dieser Problemlage beschäftigt.

Das Personalreferat und das Referat Finanzen haben überhaupt nicht reagiert. Quod erat expectandum ... Dieses noch aus dem Kaiserreich Anfang des letzten Jahrhunderts stammende Verhalten gegenüber „Untertanen“ finde ich inakzeptabel. Die Arroganz von „oben“ nach „unten“ und das Aussitzen von Problemen durch Nicht-Reagieren berührt peinlich, und lässt fremdschämen. Viele Anrufende berichteten auch von Drohgebärden, vom Gefühl ausgetrickst und gelinkt zu werden, und von großen Enttäuschungen durch zerbrochenes Vertrauen.

Trotzdem wird dieses Verhalten keine Konsequenzen haben, denn wir können uns nicht einmal bei jemandem darüber beschweren. Es gibt in unserer Kirche weder ein Qualitäts- noch ein Beschwerdemanagement. Inzwischen sind seit Einführung der Zwangs-Halben-

Stellen fast 30 Jahre vergangen – und noch immer das gleiche Muster...

Natürlich ist auch die Frage, warum wir uns das gefallen lassen? Ein Problem ist sicher, dass nur wenige Kolleg*innen bei anderen Arbeitgebern Alternativen gefunden haben. Die Kirche als Arbeitgeber mit Alleinstellungsmerkmal gerade bei uns Pfarrer*innen hat m. E. eine besondere Fürsorgepflicht uns gegenüber – nutzt diese Position aber aus, nichts zu tun, ja sogar uns immer mehr aufzubürden.

Um emotional zu überleben haben Menschen den Drang, sich emotional zu versöhnen und Frieden zu haben. Als ausgebildete Seelsorger*innen sind wir geübt, die anderen zu verstehen, zu entschuldigen und Gründe für ihr Verhalten zu suchen – Grenzen zu setzen und Forderungen durchzusetzen haben keine Priorität.

Seit 30 Jahren habe ich Verständnis für Überlastung der zuständigen Stellen, für fehlende Finanzen, für mangelnde Ausstattung, Krankenstände, fehlende Kompetenzen, Ineffektivität und Fluktuation. Seit 30 Jahren!!!

Seit 30 Jahren warte ich auf positive eigenverantwortete Reaktionen aus dem Landeskirchenamt zur Zwangsstellenteilung und allen daraus resultierenden Problemen – und seit 30 Jahren warte ich vergeblich.

Die Kirche ist ein sehr großer Arbeitgeber und wie andere große Arbeitgeber hat auch sie Pflichten gegenüber ihren Arbeitnehmer*innen. Es war genug Zeit, vieles zu ordnen, was immer noch nicht geordnet ist. Für mich ist der 3. Weg gescheitert: in der Theorie gut; in der Praxis auf-

grund der Erfahrungen zu nichts nütze. Außer Spesen nichts gewesen. Ich habe kein Verständnis mehr für diese Art des Umgangs.

Als ich den Artikel „Für immer halb?“ schrieb, hatte ich insgeheim gehofft, dass ich doch unrecht habe und die zuständigen Referate mitteilen, ich hätte Dinge falsch verstanden und alles sei nicht so schlimm. Das pasierte aber leider nicht.

Kolleg*innen, die schon im Ruhestand sind, haben mir erklärt, dass alles noch viel schwieriger sei und wir mit deutlich noch weniger Geld zu rechnen hätten, weil z. B. aus irgendwelchen Gründen noch mal Geld abgezogen würde, was man dann aber vielleicht auch wieder mit Glück auf Antrag zurückbekäme etc. etc... Manches verstünden auch die zuständigen Sachbearbeiter*innen nicht. Anderes sei schlicht zu kompliziert. Auch verwaltungstechnisch hat sich die Kirche mit ihrem Sonderweg in eine Sackgasse manövriert, aus der auch die Expert*innen nicht mehr den Ausgang finden, und Sachlagen plausibel und nachvollziehbar erklären können.

Die immer wieder als Rechnungsgrundlage herangezogene Vergleichbarkeit von Pfarrer*innen mit verbeamteten Gymnasial-Lehrer*innen hat es noch nie gegeben. Wenn man die 48-Stunden/Woche (früher 56-Stunden/Woche), fehlende Höhergruppierungen und Zuverdienst-Möglichkeiten berücksichtigt und einberechnet, sind wir mehr mit Sachbearbeiter*innen ohne akademische Ausbildung vergleichbar.

Einzelprobleme:

Die Beihilfe

ist ein Teil unserer Besoldung. Diese ist im Ruhestand in der bayerischen Landeskirche anders geregelt als in den anderen Landeskirchen und auch anders als bei den Be-

amten beim Staat, wie den Gymnasial-Lehrer*innen. Diese haben einen Anspruch auf 70% Beihilfe im Ruhestand; wir haben nur einen Anspruch auf 50% Beihilfe im Ruhestand. D.h. wir müssen Altersrückstellungen für 50% Beihilfe-Krankenkassenbeiträge bilden; die Beamten nur für 30% Beihilfe-Krankenkassenbeiträge. Das wissen Krankenversicherungen in der Regel nicht und berechnen niedrigere Altersrückstellungen für 70% Beihilfe - statt höhere, die 50% Beihilfe entsprechen - was beim Eintritt in den Ruhestand bei uns zu massiven Beitragserhöhungen führt. Mein Hinweis auf die fehlenden Altersrückstellungen ergab, dass viele von diesem Problem betroffen sind. Auch ich habe nach einem Gespräch mit der Krankenkasse einen Pauschalbetrag in der Höhe eines wunderbaren Urlaubs nachzahlen müssen und habe ab jetzt deutlich höhere Beträge, um diese Falschberechnung auszugleichen und im Ruhestand zumindest etwas abgefederte Beiträge zu haben.

Hat Kirche nicht eine Informationspflicht, wenn sie ständig solche Sonderregelungen hat? Jede Bank muss wegen jeder Kleinigkeit beraten, ein Protokoll schreiben und gegenzeichnen lassen. Hier geht es um deutlich höhere Beträge - aber nichts passiert!

Es geht aber nicht nur um Nachzahlungen und höhere Beiträge, sondern um einen massiven finanziellen Nachteil auf Dauer: Unsere Beihilfeberechtigung beträgt im Ruhestand 50% statt 70% wie bei den Beamt*innen. Also, wenn wir z.B. im Alter 800 € Krankenkasse (50%) zahlen, zahlen Beamt*innen (30%) nur 480 € im Monat, das sind 320 € weniger jeden Monat. Dafür bekommen wir einen Ausgleich von ca. 71 €, was aber immer noch 249 € Unterschied macht - im Jahr fast 3 000 €.

Gesetzlich versichert würden wir nur 7,3% unseres Ruhestandsgeltes als Krankenkassenbeitrag zahlen. Bei 2 000 € Rente sind das 146 €/Monat Krankenkassenbeitrag, also 654 €/Monat (im Jahr fast 8 000 €) weniger als wenn wir privat versichert sind.

Zusatzproblem Teildienst:

Inzwischen finde ich es unverantwortlich, dass Kirche als Arbeitgeber nie darauf hingewiesen hat, dass halbe Stellen kein Fall für die private Krankenkasse sind. In den Predigerseminaren wurde die private Krankenversicherung aufgrund der Beihilfe und unseres angeblichen Beamtenstatus als die einzig mögliche Krankenversicherung hingestellt. Erst vor einiger Zeit habe ich überhaupt erfahren, dass wir uns auch gesetzlich versichern können. Da fand ich leider keine Kasse, die mich nimmt. Meinen nur beamtenähnlichen Status mit Beihilfe hat niemand verstanden. Inzwischen bin ich über 55 Jahre alt und habe keine Wechselmöglichkeit mehr. Gerade wir halben Stellen hatten aber nie die Verdiensthöhe von ca. 60 000 €/Jahr, ab der man eigentlich erst in die private Krankenkasse wechseln darf - und wie oben aufgeführt, sind die Beiträge im Alter trotz Beihilfe viel zu hoch für unser halbes Ruhestandsgeltes. Besonders problematisch wird das auch für Pfarr-Witwen und Pfarr-Witwer, die ebenfalls nur 50% Beihilfeberechtigung trotz noch einmal deutlich geringerer Finanzen als Verwitwete haben.

Kirchliche Spezialregelungen, um die Versorgungslast des Dienstherrn (sic!) Kirche zu mildern:

Hier haben mir Kolleg*innen verschiedene Probleme mitgeteilt. Einige haben auch eine Privatklage angestrengt. Ich habe leider vom Landeskirchenamt keine befriedigenden Auskünfte dazu bekom-

men, aber vielleicht hilft es, überhaupt einmal die Problemlagen zu benennen.

So werden Rentenerhöhungen der Rente Bund nicht eins zu eins an die Empfänger*innen weitergegeben, sondern die Hälfte von der Kirche einbehalten. Die Argumentation ist, dass es nicht unsere Rente Bund ist, d.h. dass nicht wir die Rente Bund bekommen, sondern die Landeskirche, die uns dann nach eigener Berechnung eine Pension auszahlt. Die Rente Bund dient also der finanziellen Absicherung der Landeskirche. Die jährlichen Mitteilungen der Rente Bund müssten also eigentlich an die Landeskirche gehen – und wir müssten von der Landeskirche jährlich eine Mitteilung über die Höhe unserer Pension bekommen. Das geschieht aber leider nicht wegen der komplizierten Berechnungen, der Überforderung der zuständigen Stellen etc. etc.

Studien- und Ausbildungszeiten (Vikariat)

Achtung, das haben auch halbe Stellen ganz ableisten müssen! – Diese von der Rente Bund akzeptierten Zeiten werden auf Antrag der ELKB herausgerechnet und eine Pauschale von 7% angesetzt. Das ist deutlich weniger als von der Rente Bund vorgesehen, und besonders für halbe Stellen ein herber Verlust, denn diese Zeiten haben wir ganz gearbeitet, bekommen aber anscheinend nur 7% vom halben Ruhestandsgelalt.

Für die Pension werden aktuell für die gesamte Ausbildungszeit 4 Jahre anerkannt. Konkret müssen die Theologiestudierenden also trotz des Erlernens von 3 alten Sprachen in 6–8 Semestern Examen haben, je nachdem, ob sie das zusätzliche Praxisjahr auch noch ableisten mussten oder nicht. Dies würde eine große Verschlankung

des Studiums an den Universitäten, ebenso bei der Prüfungsordnung und den Examina bedeuten. Ich glaube nicht, dass das schon mit allen Beteiligten an den Universitäten abgesprochen ist. Ich kann mir auch nicht vorstellen, dass das funktioniert, wenn man nicht an der Qualität des Studiums spart.

Der Steuervorteilsausgleich

Die Landeskirche zieht bei jeder/jedem Pfarrer*in im Ruhestand 6 % des Ruhestandsgelaltes ab. Das heißt, wir bekommen bei 2 000 € noch mal 120 € weniger. Die Gründe sind mir nicht nachvollziehbar. Aber: Auf Antrag kann ein individueller Prozentsatz berechnet werden und damit kann man Rückzahlungen erhalten – oder nicht, aber es muss nichts nachbezahlt werden. Also: Es lohnt sich, hier Anträge zu stellen, denn es ist nichts zu verlieren! M. E. hat sich die Kirche auch hier enorme Summen eingespart.

Grundsätzlich aber bleibt die Frage, warum alles so kompliziert sein muss und man/frau Geheimkenntnisse und eine*n sehr guten Anwältin/Anwalt braucht, um zum Recht und zu Geld zu kommen. Das Informations- und Kommunikationsverhalten des Landeskirchenamtes ist schlicht ungenügend.

Dazu noch ein weiteres Problem: Scheidung

Wenn ein*e Pfarrer*in sich scheiden lässt und der/die ausgleichsberechtigte Partner*in erst später in den Ruhestand geht, bekommt bis dahin keine*r von den beiden das Geld. Das kann z. B. 1 000 € pro Monat ausmachen. Bei 10 Jahren bis zum Ruhestand des/der ausgleichsberechtigten Partner*in sind das 120 000 €, die im Nichts verschwinden.

Es sind viele Ärgernisse, die sich summieren und sich zu einem unguuten Gefühl voller Misstrauen verdichten. Durch fehlende Information ist es sehr viel Geld, das im Alltag fehlt.

Kirche argumentiert gegenüber Forderungen mit der Angst vor ihrem finanziellen Ruin, mit Verantwortung gegenüber Kirchensteuergeldern und mit Vergleichen mit denen, denen es noch viel schlechter geht. Damit wird uns ein schlechtes Gewissen gemacht, überhaupt etwas zu verlangen. Und indirekt wird davon abgelenkt, dass die Hausaufgaben nicht gemacht wurden und keine*r eine gute Lösung weiß. Unsere Probleme sind nicht medienwirksam und bedeuten viel kleinteilige Arbeit. Teilweise habe ich das Gefühl, dass die Verantwortlichen selbst nicht durchblicken und es von verschiedenen Personen verschiedene Auskünfte gibt. Diese Situation haben wir nicht verschuldet, und sie ist nicht unser Problem.

Dazu ist zu befürchten, dass es noch schlimmer wird: Der gemischte Ausschuss Versorgung tagt seit 2 1/2 Jahren mit dem Ziel zu sparen: Die Ruhestandsversorgung soll für die Kirche billiger (nicht: gerechter!) werden. Vorschläge sollen beschlossen und in Gesetzgebung umgesetzt werden. Damit ist mit finanziellen Einschnitten und weiteren Abweichungen vom staatlichen Recht zu rechnen. Die Konsequenzen werden wieder komplizierte Sonderregelungen, hoher Aufwand und eine noch mehr überforderte Verwaltung sein. Für alle Beteiligten bedeutet das verstärkte Rechtsunsicherheit, vor allem angesichts der hohen Zahlen von Pfarrer*innen, die in den nächsten Jahren in den Ruhestand gehen. Das will ja auch alles gerechnet sein! Die bei der letzten Revision der Ruhestandsregelungen versprochene Regelung

eines Ausgleichs für den Zwangsteildienst dagegen steht nicht auf der Agenda!

Die juristische Argumentation gegenüber uns verfährt nach dem Motto „Das war damals Gesetz, also ist alles gut – Forderungen können damit keine gestellt werden, denn es war damals alles gesetzlich richtig“. O weh! Ich hatte nicht gedacht, dass es in Deutschland, in der Kirche (!), zu solchen Argumentationsketten kommen kann. Mit einer solchen Argumentationskette lassen sich auch Unrechtstaten in Diktaturen begründen, wenn nur alles durch Gesetze legitimiert ist.

Kirche begründete ihren gesetzlichen Sonderweg durch die Erfahrungen im 3. Reich. Auch damals war alles durch Gesetze legitimiert. Kirche wollte mit ihrem Sonderweg immer besser, christlicher als der Staat und die Gesellschaft sein – und darum sollte sie sich auch bemühen und ihre Angelegenheiten entsprechend ordnen. Der Zwang zu halben Stellen war unrechtmäßig, wie 2009 per Kirchengericht festgestellt wurde. Es reicht nicht, darauf nur so zu reagieren, dass allein den Zwang zur Stellenteilung für die Zukunft aufgehoben wird. Zur Einsicht gehört auch Wiedergutmachung. Jetzt sollten die Fehler der Vergangenheit endlich korrigiert und nicht mit solch unwürdigen und peinlichen Argumentationen zementiert werden.

Ich für meine Person muss sagen, dass ich so viel „über die Zeit“ für Kirche gearbeitet habe und Kirche bei mir so viel gespart hat, dass dieses hoffentlich gut investierte Geld mir zumindest einen angemessenen Ruhestand bei allgemein steigenden Lebenshaltungskosten ermöglichen sollte.

Mit der Regelung, wie sie jetzt ist, ist das nicht möglich. Wir haben

unseren Teil erfüllt, jetzt ist die Landeskirche an der Reihe endlich zu handeln.

Viele wünschen sich, dass miteinander geredet und auch leidvolle Erfahrungen kommuniziert und für die Zukunft geheilt werden können. Viele wünschen sich ein Treffen mit den für die Situation Verantwortlichen und reale (!) Lösungsvorschläge. Wenn wir Christen nicht die Hoffnung und den Willen haben, eine Karre, die sich im Dreck festgefahren hat, wieder flott zu bekommen, Schuld einzugestehen und Fehler zu korrigieren, dann brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn Kirche für viele nur noch ein unnützes Gebilde ist und sie sich fragen, wo hier christliche Werte zu finden sind. Das kann doch in niemandes Interesse sein! In meiner Gemeinde gehen überraschend viele mit 60 Jahren, also nur

wenig älter als ich, mit Abfindungen bis zu 500 000 € vor Steuern in den vorzeitigen Ruhestand. Damit lässt sich die Zeit bis zum eigentlichen Ruhestand mit 63 Jahren bei ca. 10% Abschlag komfortabel überbrücken, zumal viele abgezahlte Immobilien haben. Und es gibt kein Hin und Her mehr. Arbeitgeber und Arbeitnehmer*innen haben einen fixen Betrag, mit dem sie rechnen können.

Es gibt in der Gesellschaft vielfältige Lösungen, an denen auch wir als Kirche uns orientieren können – die Haltung des arroganten Aussitzens, des konfliktscheuen Schweigens, und Nichts-Tuns, um Geld zu sparen, ist unerträglich und keines Christenmenschen würdig.

Anne Loreck-Schwab, München

update 2

Anthropologie im Neuen Testament

Wir leben im Anthropozän und die Anthropologie gehört zu den gegenwärtig stark expandierenden Wissenschaftsbereichen. Vor allem in den Gen-, Bio- und Neurowissenschaften sowie der Robotik wird der Mensch neu vermessen und bestimmt. Die theologische Anthropologie und speziell die neutestamentliche Anthropologie müssen innerhalb dieser rasanten Entwicklung ihren Ort erst noch bestimmen. Die ntl. Anthropologie beschreibt die Grundlage, das Wesen und die Identität menschlicher Existenz, so wie sie sich aus der Perspektive des Neuen Testaments darstellen. Sie fragt danach, was und wer der Mensch ist und was ihn konstituiert, fördert und begrenzt.

Bei ihren Zuschreibungen steht die ntl. Anthropologie in der Tradition des atl. Gottes- und Schöpfungsglaubens, nimmt aber auch Traditionen hellenistischer Anthropologie auf und gelangt zu einer eigenständigen und teilweise differenter Interpretation des Menschen. Dabei sind drei Fragen durchaus strittig: 1) Welcher Ausgangspunkt soll gewählt werden? Enthält die Verkündigung des historischen Jesus bereits anthropologische Implikationen oder sollte Paulus als Ausgangspunkt dienen? 2) Soll sich die Darstellung vornehmlich an Autoren, anthropologischen Begriffen oder Themenfeldern orientieren? 3) Wie verhält sich die Anthropologie zu den anderen Bereichen ntl.

Theologie, speziell zur Soteriologie und Ethik? Kann es eine ntl. Anthropologie unter Absehung ihrer Begründungsstrukturen und ihrer Handlungsfelder überhaupt geben?

Ich plädiere 1) für einen Einsatz mit der Verkündigung Jesu, weil bereits sie starke anthropologische Impulse enthält. Sinnvoll ist 2) eine Kombination aus begrifflicher und thematischer Anthropologie, weil die anthropologischen Begriffe durchaus ein Eigengewicht enthalten, zugleich aber immer in Themenfelder eingebunden sind. Hinzu kommen die einzelnen Autoren, denn sie formulieren das jeweilige inhaltliche Profil einer Anthropologie. Schließlich muss 3) alles miteinbezogen werden, was die ntl. Sicht des Menschen konstituiert und aus ihr folgt.

I. Das Menschenbild Jesu

Eine reflektierte Anthropologie lässt sich in der Verkündigung Jesu nicht nachweisen, es finden sich aber Themenbereiche und Einzellogien mit anthropologischer Aussagekraft. Zuallererst erscheint der Mensch bei Jesus als Geschöpf Gottes. Gott ist der Herr des Himmels und der Erde (Mt 11, 25/Lk 10, 21), der alles vermag (Mk 14, 36a). Jesus preist die Schöpfungsgüte Gottes, der die Sonne über Gute und Böse aufgehen lässt (Mt 5, 45) und ohne dessen Willen kein Haar vom Haupt fällt (Mt 10, 29–31). Gott sorgt für die Vögel und die Lilien, um wieviel mehr wird er für die Menschen da sein (Mt 6, 25–33). In der Hinwendung auf Gottes Reich und damit auf Gott den Schöpfer erfährt das menschliche Leben seine schöpfungsgemäße Bestimmung. In der Anrede Gottes als ‚Vater‘ kommt die Geschöpflichkeit des Menschen ebenfalls zum Ausdruck (Mt 6, 32/Lk 12, 30). Gott sorgt für die Seinen und gibt ihnen, was sie benötigen. Speziell in der Brotbitte (Mt 6, 11/Lk 11, 3) artikuliert sich das Ver-

trauen auf den sorgenden Schöpfer. Allein schon darin, dass der Mensch Tag für Tag erhalten wird, zeigt sich sein unauflösbarer Bezug zu Gott.

Seiner Geschöpflichkeit entspricht der Mensch vor allem durch das Befolgen des ursprünglichen Schöpferwillens. So wird die Unauflöslichkeit der Ehe in Mk 10, 2–9 von Jesus mit dem ursprünglichen Schöpferwillen Gottes begründet. Der Restitution des ursprünglichen Schöpferwillens dient auch die Aufhebung der Fundamentalunterscheidung ‚rein – unrein‘ durch Jesus (Mk 7, 15). Von Beginn der Schöpfung an bestand diese Unterscheidung nicht, sondern sie erfolgt erst in Gen 7, 2. Auf eine Wiederherstellung der Schöpfungsordnung zielt auch Mk 2, 27, wonach der Sabbat um des Menschen willen, nicht aber der Mensch um des Sabbats willen geschaffen wurde. Auch in Mk 3, 4 geht es Jesus um den ursprünglichen Gotteswillen in Bezug auf den Sabbat. Der Sabbat soll dem Guten dienen, und dies besteht in der Erhaltung und Rettung des Lebens. Auch die Heilungen Jesu (vgl. Mk 1, 29–31; 2, 1–12; Mt 8, 5–13/Lk 7, 1–10; Lk 13, 16) haben eine schöpfungstheologische Dimension. Sie sind Zeichen und Protest gegen die Unterjochung des Menschen durch das Böse (vgl. Mt 6, 13b; Lk 10, 18; 11, 14–19.21 f; Mt 9, 34). Als von Gott Geschaffener hat der Mensch seine Existenz nicht aus sich selbst heraus, sondern Gott ist gleichermaßen Geber und Erhalter des Lebens. Will der Mensch seine Existenz nicht verfehlen, so muss er sich ihres Ursprunges bei Gott stets bewusst sein und zugleich dem lebenserhaltenden Willen Gottes folgen.

II. Die Anthropologie des Paulus

Ausgangspunkt der pl. Anthropologie ist die Sendung des präexistenten Gottessohnes (vgl. Gal 4, 4f),

der als Gekreuzigter, Auferstandener und Erhöhter gegenwärtig durch den Geist wirkt und im Glauben den Menschen Rettung vor der Sünde und dem Tod verheißt (Röm 5, 8; 8, 3.34). Weil Gott seinen Sohn Jesus Christus als Retter sandte (vgl. 1 Thess 1, 9f), stellt sich die Situation des Menschen völlig neu und anders dar. Dies muss durch die Konstruktion einer neuen theologischen Welt beschrieben und erzählt werden. Nicht eine Analyse des Problems, sondern die Lösung des Problems stellt somit den Ausgangspunkt der pl. Anthropologie dar.

Erst aus der Perspektive des Christusgeschehens erschließt sich die Situation des Menschen vor dem Glauben und jenseits des Glaubens unter der Herrschaft der Sünde. Sünde ist bei Paulus nicht ein sittliches Fehlverhalten, sondern eine falsche Ausrichtung der Existenz. Bereits im Sprachgebrauch zeigen sich die Besonderheiten des paulinischen Sündenverständnisses, denn charakteristisch für ihn ist der Gebrauch von *αμαρτια* im Singular (vgl. 1 Kor 15, 56; 2 Kor 5, 21; Gal 3, 22; Röm 5, 21; 6, 12; 7, 11 u.ö.). Paulus bestimmt das Verhältnis zwischen Gerechten und Sündern völlig neu: Zur Gruppe der Gerechten gehört niemand, zur Gruppe der Sünder gehören alle Menschen, Heiden wie Juden (vgl. Gal 3, 22; Röm 1, 16–3, 20). Gerechtigkeit kann nur durch den Transfer aus dem Herrschafts bereich der Sünde in den Christus-Bereich hinein erlangt werden (Röm 6, 3–5.14). Von der Universalität und dem Verhängnischarakter der Sünde zeugt ihre Vorzeitigkeit. Das Gesetz ist gegenüber der Sünde zeitlich (Gal 3, 17) und sachlich (Gal 3, 19f) sekundär. Durch Adam kam die Sünde in die Welt hinein (Röm 5, 12b: *η αμαρτια εις τον κοσμον εισηλθεν*) und damit der Tod. Das doppelte *εις* (als Präposition und Präfix beim Verb) macht seman-

tisch sehr deutlich, dass die Sünde von außerhalb der Welt in die Welt gekommen ist, d. h. von Paulus als eine trans-individuelle kosmische Macht verstanden wird. Die Sünde ist nun in der Welt und wirkt – vom Gesetz aktiviert – in der Welt (Röm 5,13), sie ist aber ihrem Ursprung nach keine innerweltliche Größe! Der Status der Sünde (und des Todes) wird damit von Paulus bewusst auf eine Ebene gehoben, die nur durch ein anderes kosmisches Ereignis überwunden werden kann (vgl. 1 Kor 15, 20-28). Dennoch entlässt Paulus den Menschen nicht aus seiner Verantwortung, denn die Sünde hat auch Tatcharakter, wie Röm 14, 23 programmatisch betont: „Alles, was man nicht aus Glauben tut, ist Sünde“ (vgl. Röm 1, 24-32; 2, 17-19; 3, 23; 5, 12d: „weil sie alle gesündigt haben“). Die Sünde vermag sich sogar in der Gestalt der Begierde des Gesetzes zu bemächtigen und dessen Intentionen als guter Lebenswille Gottes ins Gegenteil zu verkehren (Röm 7, 7-13). Aus dieser Grundeinsicht ergibt sich die anthropologische Argumentation des Apostels in Röm 7, 14-25a, in der die unentrinnbare Verstricktheit des Ich unter der Macht der Sünde entfaltet wird, um so das Gesetz/die Tora von jeder Schuld an seinem widergöttlichen Wirken in der Welt freizusprechen. Weil der in Röm 7 geschilderte Befund nicht offen zutage liegt, sondern nur dem Glauben einsichtig ist, bildet die in Röm 8 entfaltete Befreiung von der Sünde und dem Tod durch den Geist Gottes die innere Voraussetzung von Röm 7. Vielfach wurde Paulus im Hinblick auf seine Sündenlehre eine pessimistische Weltsicht vorgeworfen. Sie ist nicht pessimistisch, sondern realistisch, denn: Was Paulus in mythologischer Sprache mit seinen Aussagen zur Sünde beschreibt, heißt in seinem Kern: **Die Destruktivität menschlichen Seins kann der Mensch nicht selbst überwinden.** Vielmehr ent-

rinnt er der Unzulänglichkeit und Ichbezogenheit seines Denkens und Tuns nur, wenn er seine Existenz in Gott verankert; d.h. die neue Existenz kann nicht einfach die Verlängerung der alten sein, es muss ein Herrschafts- und Existenzwechsel stattfinden.

Ihre Herrschaft vollzieht die Sünde im Bereich der Leiblichkeit. Durch die Realität der Sünde ist sie immer auch gefährdete Leiblichkeit, so dass Paulus zwischen σωμα („Leib“) und σαρκ („Fleisch“) unterscheidet. In seiner Hauptbedeutung dient σωμα als umfassender Ausdruck des menschlichen Selbst (vgl. Röm 12, 1b; 1 Kor 6, 13.15.19.20 b; Phil 1, 20). Weil der Mensch einen Leib hat und Leib ist, umfasst und bestimmt Gottes Heilstat in Jesus Christus den Leib und damit das konkrete Dasein und die Geschichte des Menschen. Den durch Selbstbezogenheit und Selbstgenügsamkeit bestimmten Menschen rechnet Paulus hingegen dem Bereich der σαρκ zu (vgl. 1 Kor 3, 1.3; 5, 5; 15, 50; 2 Kor 4, 11; 10, 3; Gal 1, 16; 2, 20; Röm 6, 19; Phil 1, 22.24). Ein Leben *κατα σαρκα* („nach dem Fleisch“) heißt Leben ohne Zugang zu Gott und damit dem Irdisch-Vergänglichen verhaftet zu sein (vgl. Röm 7, 14b). Σωμα ist somit der Mensch selbst, die σαρκ hingegen eine fremde, ihn beanspruchende Macht. Anders als z. B. die Korinther bewertet Paulus den Leib positiv; er vertritt keinen Leib-Seele-Dualismus, sondern die Leiblichkeit ist die Grundbedingung jeder Existenz, sowohl des irdischen als auch des himmlischen Seins (vgl. 1 Kor 15, 44). Mit dieser Position ist der Apostel anschlussfähig für die aktuelle Diskussion in Medizin, Anthropologie und Philosophie über die Verkörperung. Gemeint ist damit die grundlegende Einsicht, dass das Bewusstsein sich immer schon als verkörpert vorfindet. Alles Denken und Empfinden ist in körperliche Vollzüge und Prozesse

eingebunden, so dass ein Gegensatz von Leib und Seele oder Körper und Geist als unangemessen bewertet werden muss.

Die Überwindung der sarkischen Existenz vollzieht sich durch die Gabe des Geistes in der Taufe (vgl. 1 Kor 6, 11; 10, 4; 12, 13; 2 Kor 1, 21 f.; Gal 4, 6; Röm 8, 9-11.14). Die Glaubenden und Getauften befinden sich nun durch den Empfang des Geistes Gottes (vgl. 1 Thess 4 ,8; 1 Kor 2, 12; 2 Kor 1, 22; 11, 4; Gal 3, 2.14; Röm 5, 5; 8, 15) im Bereich der Christus-Communitas und damit im Heil. Ihre neue Identität verdankt sich der Teilhabe an der Transformation Jesu Christi am Kreuz, die sich als Mit-Gekreuzigt-Sein in der Taufe für die Glaubenden vollzieht (Gal 2, 19; Röm 6, 6). Sie erfahren durch die Gabe des Geistes Gottes bzw. Christi eine neue Bestimmung, denn der Geist schafft und erhält das neue Sein (Röm 8, 5-11). Das Leben nach Maßgabe des Fleisches ist überwunden und abgelöst vom Leben nach Maßgabe des Geistes. In das neue Sein tritt der Mensch im Glauben ein. Der **Glaube** ist für Paulus eine Neuqualifikation des Ich, denn im Glauben eröffnet sich für den Menschen Gottes Zuwendung zur Welt. Der Glaube ruht nicht in einem Entschluss des Menschen, sondern er ist eine Gnadengabe Gottes (Röm 4, 16; Phil 1, 29; 1 Kor 12, 3b). Der Glaube zählt zu den Früchten des Geistes (Gal 5, 22; 1 Kor 12, 9). Im Glauben eröffnet sich somit eine neue Beziehung zu Gott, die der Mensch nur dankbar annehmen kann. Der Glaube erwächst aus der Verkündigung, die ihrerseits auf das Wort Christi zurückgeht (Röm 10, 17; 1 Kor 15, 11b). Im Bekenntnis gewinnt der Glaube seine Gestalt (Röm 10, 9 f.) und die Liebe ist die tätige und allen sichtbare Seite des Glaubens (Gal 5, 6).

Im Glauben vollzieht sich die Bestimmung menschlicher Existenz

zur Freiheit, denn „zur Freiheit hat uns Christus befreit“ (Gal 5, 1). Christliche Freiheit zielt nicht auf Indifferenz, sondern ist ihrem Wesen nach ein Partizipations- und Relationsbegriff: Die Glaubenden und Getauften haben teil an der durch Christus erworbenen Freiheit, die ihre eigentliche Prägung erst im Verhältnis zum Mitchristen und zu der christlichen Gemeinde gewinnt (vgl. 1 Kor 6, 12; 10, 23). Das Modell für diesen Freiheitsbegriff liefert der gekreuzigte Jesus Christus, der für den Bruder gestorben ist (vgl. 1 Kor 8, 11; Röm 14, 15). Als innere Freiheit in der Bindung an Christus bestimmt Paulus die Freiheit angesichts der vergehenden Welt in 1 Kor 7, 29–31. Die Glaubenden sollen in ihrem jeweiligen Stand verbleiben, die Verheirateten und Unverheirateten (vgl. 1 Kor 7, 2–7) ebenso wie die Sklaven (1 Kor 7, 21b). Phlm zeigt jedoch, dass Paulus auch die Freiheitsoption für einen christlichen Sklaven nicht ausschließt. Wenn ein Sklave freikommt, weiß er allerdings, dass er in Christus schon längst ein Freier war (Gal 3, 26–28).

Im Zentrum des menschlichen Selbst-Bewusstseins steht bei Paulus das **Gewissen**. Paulus versteht συνείδησις („Gewissen“) als neutrale Instanz der Beurteilung des vollzogenen Handelns (reflexiv und in Bezug auf andere) aufgrund verinnerlichter Wertnormen (Röm 2, 14 f.; 13,5). Als Relationsbegriff setzt das Gewissen nicht selbst Normen, vielmehr beurteilt es deren Einhaltung (Röm 9, 1; 2 Kor 1, 23; 1 Kor 8, 12 f.). Das Gewissen kann auch nicht als eine Eigenart der Christen, Heiden oder Juden angesehen werden, sondern es ist ein allgemein menschliches Phänomen. Seine Funktion ist bei allen Menschen gleich, nur die Normen, die die Voraussetzung für die Beurteilung bilden, können sehr verschieden sein. Christen beurteilen anhand der Liebe und der durch

den Geist erneuerten Vernunft als maßgebliche Normen das eigene und/oder fremdes Verhalten.

Für Paulus realisiert sich das Menschsein in der Entdeckung einer fremden, tragenden Wirklichkeit: Gott. Allein in der Bindung an Gott erfährt der Mensch Freiheit von den destruktiven Mächten und wird befähigt, nach dem Maßstab der in Jesus Christus erschienenen Liebe zu handeln.

III. Synoptiker/Apg

Die syn. Ev. entfalten ihre Anthropologie in der Narration. Bei Markus sind καρδιά („Herz“) und ψυχή („Leben/Seele“) die dominierenden anthropologischen Begriffe. Jesus ist aufgetreten, um durch seine eigene Lebenshingabe (Mk 10, 45) Leben zu retten (Mk 3, 4). Deshalb gewinnen die Jünger das wahre Leben nur durch die Leidensnachfolge hindurch (Mk 8, 35 f.). Die Liebe zu Gott umfasst das Innerste des Menschen, seine Seele und sein Herz. (Mk 12, 30). Das Herz ist das Personenzentrum, das im Glauben dem Evangelium zustimmt (Mk 11, 23) oder in Distanz verharrt (Mk 8, 17). Im Herzen entstehen die bösen Gedanken (Mk 7, 15.19.21), so dass die Unterscheidung von ‚rein‘ und ‚unrein‘ als Kriterium der Gottesbeziehung und als Beurteilungsmaßstab menschlichen Lebens hinfällig geworden ist. Ein weiterer Schwerpunkt mk. Anthropologie ist der Glaube, wobei der Glaube in all seinen Ausprägungen durchgängig auf die Person Jesu Christi bezogen ist (Mk 9, 14–29). Glaube ist das **Vertrauen**, dass Gottes Herrschaft in seinem Sohn nahe gekommen ist und sich vollenden wird.

Bei Matthäus ist das Liebesgebot das Zentrum der Anthropologie. Die von Jesus geforderte bessere Gerechtigkeit (Mt 5, 20) und Vollkommenheit (Mt 5, 48) sind identisch mit der Goldenen Regel in Mt 7, 12. Sie gewinnt Gestalt in der Barm-

herzigkeit (vgl. Hos 6, 6 in Mt 9, 13; 12, 7, ferner Mt 23, 23c) und der uneingeschränkten Gottes- und Nächstenliebe (vgl. Mt 19, 19; 22, 34–40), die wiederum in der Feindesliebe ihren höchsten Ausdruck finden. Für Matthäus besteht die Befolgung des Gesetzes nicht in der Beachtung vieler einzelner Vorschriften, Gebote und Regeln, sondern im Tun der Liebe und der Gerechtigkeit, so dass die Tora durch das Evangelium transformiert wird. Das Liebesgebot als Summe des mt. Gesetzesverständnisses erfährt seine Verbindlichkeit allein durch den, der in Vollmacht den Gotteswillen wieder zu Gehör bringt.

Zahlreiche anthropologische Motive und Termini finden sich im Lk. Doppelwerk. Mit καρδιά („Herz“) bezeichnet Lukas das Personenzentrum, den Sitz der Gefühle und des Erkennens, das in positiver oder negativer Weise über die Ausrichtung eines Leben entscheidet (vgl. Lk 1, 17.66; 2, 19; 3, 15; 5, 22; 6, 45; 8, 12; 12, 34; Apg 2, 46; 4, 32; 8, 21; 11, 23; 28, 27 u. ö.). Vor allem die Erzählung vom reichen Kornbauern (Lk 12, 16–21) zeigt, dass für Lukas das menschliche Bemühen um materielle Lebenssicherung gerade nicht zum Leben führt. Von zentraler Bedeutung ist der Glaube, der sich nach Lk in der Anerkennung der Zuverlässigkeit des göttlichen Verheißungswortes vollzieht (Lk 1, 45; 24, 25). Der Glaube ist keinesfalls folgenlos, sondern ein rettendes Geschehen; sei es durch Wunder Jesu (Lk 7, 9; 8, 48; 17, 19; vgl. ferner Apg 13, 12; 14, 9: Pauluswunder) oder die Verkündigung der Missionare (Apg 16, 31). Der Glaube ist lebendig und muss deshalb gestärkt werden (Lk 1, 45; 17, 5 f.; 22, 32 f.; 24, 25); gefestigt wird er durch Ereignisse, die als Erfüllung der Verheißungen gesehen werden können (vgl. z.B. Apg. 9, 31; 11, 18; 15, 30–35). Das Sündenverständnis entspricht der Gesamtausrichtung Lk. Anthropol-

logie. Der Evangelist gebraucht bis auf eine Ausnahme (Apg 7, 60) den Plural $\alpha\mu\alpha\rho\tau\iota\alpha\iota$ und signalisiert damit sein Verständnis: Sünden sind ein konkretes Fehlverhalten im ethisch-moralischen Bereich. So bezeichnet der ‚verlorene Sohn‘ zweimal seinen unakzeptablen Lebenswandel als ‚Sünde‘ (Lk 15, 18.21); in der Erzählung von der ‚Sünderin‘ in Lk 7, 36–49 werden ebenfalls unmoralische Handlungen mit ‚Sünden‘ bezeichnet, das Vaterunser bezeichnet mit ‚Sünden‘ einzelne Verfehlungen (Lk 11, 4) und Paulus verteidigt sich in Apg 25, 7f mit dem Hinweis, er habe nicht gegen den Kaiser ‚etwas gesündigt‘, also nicht gegen Recht und Ordnung verstoßen. Der Ik. Paulus vertritt in der Areopagrede (Apg 17, 16–34) eine Anthropologie, die bewusst Grundannahmen stoischen Denkens aufnimmt, um so den kulturellen Standard des ‚neuen Weges‘ (Apg 19, 23) hervorzuheben und Anschlussfähigkeit zu demonstrieren. Lukas rechnet mit der Möglichkeit einer vernunftgemäßen Erkenntnis Gottes. Dabei verleugnet er seinen christlichen Standort keineswegs, denn der Schöpfungs- und der Auferstehungsglaube (Apg 17, 30 ff.) bilden den Rahmen. In diesem Rahmen gilt aber der Grundgedanke der Areopagrede für Lukas uneingeschränkt: Jeder Mensch ist mit Gott verwandt und er kann zur Erkenntnis Gottes gelangen.

IV. Der Jakobusbrief

Der Jakobusbrief entfaltet eine völlig eigenständige anthropologische Konzeption. Er zielt auf die Einheit und Vollkommenheit des glaubenden Menschen (vgl. Jak 1, 2–4; 3, 2.13–18), dessen Gespaltenheit (vgl. $\delta\iota\psi\upsilon\chi\omicron\varsigma$ in Jak 1, 8; 4, 8) überwunden werden soll. Dazu bedarf es der Übereinstimmung von Wort und Tat, so dass Glaube und Gesetz im Jakobusbrief ebenso wie Glaube und Werke/Taten als Einheit

verstanden werden. Anders als bei Paulus kann die Sünde durch das Halten des ganzen Gesetzes überwunden werden (Jak 2, 9; 4, 17; 5, 15 b.16.20). Deshalb wird die natürliche und unauflöslche Einheit von Glauben und Handeln betont (Jak 1, 22; 2, 22). Gott selbst pflanzte den Menschen in der Taufe das Wort der Wahrheit ein (vgl. Jak 1, 18.21), das kein anderes ist als das vollkommene Gesetz der Freiheit (Jak 1, 25). Die Gerechtigkeit vollzieht sich als unauflöslche Einheit von göttlicher Gabe und menschlicher Annahme (Jak 3,18). Die Einheit von Hören und Tun entspringt somit dem Willen Gottes und entspricht der dem Christen eröffneten Vollkommenheit. Das Zusammenwirken von Glauben und Werken/Taten bei Jakobus darf nicht als Synergismus im späteren dogmengeschichtlichen Sinn aufgefasst werden, denn in Jak 2, 22 bleibt – wie durchgehend in Jak 2, 14–26 – der Glaube das Subjekt. Nicht der Glaube wird ‚ergänzt‘, sondern das Wesen des Glaubens als bewusste Tathaltung definiert. Die Vollkommenheit ist das Ziel des Glaubens, und die Werke/Taten dienen diesem Ziel.

V. Johannes

Grundlegung für die joh. Anthropologie ist der Schöpfungsgedanke. Der Logos Jesus Christus schuf alles Sein (Joh 1, 3 f.) und ging in das Geschaffene ein. Die Menschwerdung Gottes in Jesus Christus ist für Johannes die Ermöglichung der Selbstwerdung des Menschen im Weg des Glaubens und der Liebe. Der Glaube ist exklusiv an die Person Jesu Christi gebunden (Joh 20, 31). Zu den Wesensmerkmalen des Glaubens gehören das ‚Erkennen‘ und das ‚Sehen‘. Die Glaubenden haben Jesus erkannt (Joh 6, 69; 10, 14; 14, 7) und wissen, wer er ist: Der Gesandte Gottes, der Menschensohn, die Wahrheit (vgl. Joh 7, 17, 8, 28; 14, 6.17.

20;17 ,7 f.25; 1 Joh 2, 13 f; 5, 20). Das ‚Sehen‘ der Doxa des Inkarnierten steht bereits in Joh 1, 14 im Mittelpunkt und durchzieht das gesamte Evangelium (vgl. Joh 11, 40; 17, 24). Die Erzählungen vom leeren Grab und den Erscheinungen vor Maria Magdalena, den Zwölfen und Thomas (Joh 20, 1–29) zeigen, dass es nach Ostern ein verändertes Sehen und Glauben gibt. In der Verkündigung der Gemeinde ist der Inkarnierte, Gekreuzigte und Auferstandene weiterhin in der Kraft des Geistes gegenwärtig. Ebenso wie der Glaube bezieht sich der Unglaube exklusiv auf Jesus Christus, als Leugnung eines offenkundigen Tatbestandes: Jesus Christus ist der Sohn Gottes. Nicht Unwissenheit oder Unvermögen sind Merkmale des Unglaubens, sondern die bewusste Ablehnung eines nicht zu übersehenden Faktums (vgl. Joh 6, 36; 11, 45; 12, 37).

Der Glaube ist weitaus mehr als eine Einstellung, ein rettendes Geschehen, denn er erschließt das Heilsgut des ewigen Lebens, weil er sich auf den richtet, der das Leben ist (vgl. Joh 3, 15 f.; 5, 24; 6, 40.47; 11, 25 f.; 20, 31). Erst im Glauben erschließt sich somit das Wesen des Menschseins: das durch Gott ermöglichte Leben. Leben ist bei Johannes zuallererst ein Attribut des Vaters, der dem Sohn das Leben gibt: „Denn wie der Vater Leben in sich selbst hat, so hat er auch dem Sohn verliehen, Leben in sich selbst zu haben“ (Joh 5, 26; vgl. Joh 6, 57). Der Sohn wiederum erhielt vom Vater die Macht über alle Menschen, „damit er das ewige Leben allen gebe, die du ihm gegeben hast“ (Joh 17, 2 b). Die Erkenntnis Gottes und seines Gesandten eröffnen das ewige Leben (Joh 17, 3) und sind zugleich dessen Inhalt. Wahres Leben erschließt sich nur in der Glauben weckenden Begegnung mit Jesus Christus, denn in ihm brach die göttliche Lebensmacht in die Welt des Todes ein.

Wer sich dieser Wirklichkeit verschließt, verharrt im Unglauben und damit in der Sünde. Sünde ist ein Verhaftetsein an die Welt, wobei sich das Sein in der Sünde und das Tun der Sünde wechselseitig konstituieren. Die Sünde besteht in der bewussten Ablehnung eines angesichts der Wunder und Reden offenkundigen Tatbestandes: Jesus Christus ist der sündlose Sohn Gottes (vgl. Joh. 8, 46). Den eigentlichen Grund für diese Verweigerung sieht Johannes in der Eigenliebe der Welt. Die Welt greift nach der ihr eigenen Ehre und lässt die Liebe zu Gott vermischen (vgl. Joh 15, 19). Während sich Gott der Welt liebend und werbend zuwendet (vgl. Joh 3, 16), reagiert diese nur abweisend und mit Hass. Sünde erscheint somit bei Johannes als Eigenehre, Eigenliebe und als ein Sich-Entziehen aus der Liebe Gottes.

VI. Grundgedanken ntl. Anthropologie

Nicht das Modell der Autonomie, sondern der Heteronomie bestimmt die anthropologischen Entwürfe im NT: Es ist Gott selbst, der durch Jesus Christus und im Heiligen Geist die Sünde überwand und den Menschen ein neues Sein schenkt, das sich in der Taufe, im Glauben und in der Liebe in der Kraft des Geistes realisiert. Der ‚neue Mensch‘ (vgl. 2 Kor 5, 17) muss nicht vom Menschen konstruiert und damit manipuliert werden, sondern er wird von Gott geschaffen. Damit vertritt das NT kein pessimistisches, sondern ein realistisches Menschenbild. Es verkennt die Destruktivität menschlichen Seins und Handelns keineswegs, bleibt aber dabei nicht stehen, indem es mit der Liebe, dem Glauben und der Hoffnung die positiven Energien des Menschseins in den Mittelpunkt stellt.

Gesamtdarstellungen:

U. Schnelle, Neutestamentliche Anthropologie. Jesus-Paulus-Johannes, BThSt 18, Neukirchen 1991

H. Hegermann, Art. Mensch IV: NT, TRE 22, Berlin 1992, 481–493

O. Wischmeyer, Menschsein, NEB. Th 11, Würzburg 2003

E. Reinmuth, Anthropologie im Neuen Testament, Tübingen 2006

Einzeldarstellungen:

W. G. Kümmel, Römer 7 und das Bild des Menschen im Neuen Testament. Zwei Studien, TB 53, München 1974 (= 1929)

R. Bultmann, Theologie des Neuen Testaments, Tübingen ¹1977

E. Käsemann, Zur paulinischen Anthropologie, in: ders., Paulinische Perspektiven, Tübingen ²1972, 9–60

G. Theißen, Psychologische Aspekte paulinischer Theologie, FRLANT 131, Göttingen 1983

J. Beutler (Hg.), Der neue Mensch in Christus, QD 190, Freiburg 2001

M. Pfeiffer, Einweisung in das neue Sein, BEVTh 119, München 2001

Chr. Urban, Das Menschenbild nach dem Johannesevangelium, WUNT 2.137, Tübingen 2001

U. Schnelle, Theologie des Neuen Testaments, Göttingen ³2016

M. Labahn/O. Lehtipuu (Hg.), Anthropology in the New Testament and its Ancient Context, Leuven 2010

Prof. Dr. Udo Schnelle, Dozent für Neues Testament, Universität Halle-Wittenberg

Doch! Genau so!

Zur Auseinandersetzung über Ralf Frischs Werk, Was fehlt der evangelischen Kirche?

Auf die Empfehlung der Synodenpräsidentin Frau Dr. Preidel in den "nachrichten" hin habe ich mir das Buch von Professor Ralf Frisch, "Was fehlt der Evangelischen Kirche? Reformatorische Denkanstöße" gekauft. Ich habe das Buch mit großem Gewinn gelesen. Als ausgesprochen kompetent empfinde ich die Auseinandersetzung mit dem Islam. Ich habe mich selbst seit vielen Jahren mit dem Islam beschäftigt und stelle fest, dass der Verfasser nicht die in Kirche und Gesellschaft weit verbreiteten Vorurteile und idealistischen Träumereien vertritt, sondern hier sehr nüchtern, kompetent und realistisch urteilt. Allein wegen dieser Ausführungen ist das Buch schon lesenswert und bringt uns als evangelische Kirche weiter. Aber das ist trotzdem eher ein Randthema im Buch. Auch das Hauptanliegen ist in meinen Augen für unsere Kirche ein wichtiger Anstoß zum Nachdenken. Ralf Frisch schreibt von "des Kaisers neue Kleider". Im Märchen wagt es keiner der Erwachsenen zu sagen, dass der Kaiser nackt ist. Ralf Frisch wendet dies auf die Kirche an und behauptet nun: "In einer leeren, innerlich nackten Kirche kann man keine wirklich tiefen und wirklich erhebenden religiösen Erfahrungen machen." Für diese Einschätzung beruft er sich auf eigene Erfahrungen. Ich möchte das hier Gesagte durch eine eigene Erfahrung verdeutlichen: Als ehrenamtlicher Jugendleiter meiner Gemeinde wurde

ich in den Leitenden Kreis der Jugendleiter des Dekanats berufen. Unser hauptamtlicher Dekanatsjugendleiter sprach immer von dem gemeinsamen Glauben, der uns verbindet und den wir alle hätten. Er sagte aber nie, worin dieser Glaube besteht. Wie war es wirklich? Aus vielen Gesprächen wussten wir: In einer Kirchengemeinde machten überzeugte Atheisten die Jugendarbeit, in zwei Kirchengemeinden waren es überzeugte Christen und in den anderen Kirchengemeinden junge Leute, die gerne mit Kindern und Jugendlichen etwas machten, denen der Glaube aber mehr oder weniger unwichtig war. Der gemeinsame Glaube war eine Illusion, die der hauptamtliche Jugendleiter versuchte aufrecht zu erhalten. Es wurde immer behauptet, der in Wahrheit nackte Kaiser habe Kleider an. Wir alle wussten es besser und der Hauptamtliche wohl auch. Aber er hatte nicht den Mut hinzuschauen und ehrlich darüber zu reden. Das Einzige, was uns verband, war die organisatorische Zugehörigkeit zur evangelischen Jugend des Dekanats und unsere Funktion als ehrenamtliche Jugendleiter in unseren Kirchengemeinden. Die einzig überzeugende Antwort auf diese Situation ist die, die Ralf Frisch in seinem Buch gibt: Erst muss man es wagen ehrlich hinzuschauen und zu sagen, was man sieht. Und dann geht es darum die Fragen nach den letzten Dingen anzuregen und Räume für spirituelle Erfahrungen zu schaffen. Das Problem hatten wir damals durchaus gesehen. Und wir haben als Leitender Kreis für alle ehrenamtlichen Jugendleiter eine Fortbildung über neue Methoden der Bibelarbeit durchgeführt. Hätten wir damals das Buch von Ralf Frisch schon lesen können, dann hätten wir dieses Defizit, dass wir gesehen haben, viel grundsätzlicher und erfolgreicher anpacken können. Schon der bedeutende katholische Theologe Karl Rahner

hatte formuliert: "Der Christ der Zukunft wird ein Mystiker sein, oder er wird nicht sein." Genau darum geht es in meinen Augen in dem Buch von Professor Frisch. Deshalb formuliert er das Problem unserer Kirche so: "Dass der Protestantismus nur über Schwundstufen spiritueller Erkenntnis- und Erfahrungsmöglichkeiten des Seins verfügt, gilt für viele Menschen offenbar so sehr als ausgemacht, dass die evangelische Kirche als Ort der Transzendenz gar nicht mehr in Frage kommt. Der Protestantismus sollte aber alles daran setzen, seiner drohenden spirituellen Auszehrung Einhalt zu gebieten." Tatsächlich profitiert die evangelische Kirche wenig vom religiösen Interesse kirchenferner Zeitgenossen, weil sie auf dem religiösen Markt nicht präsent ist. Nach dem Tod von Roger Schutz verfügt die evangelische Kirche, soweit ich das beurteilen kann, auch nicht mehr über einen international bekannten Mystiker. Dass man der evangelischen Kirche im Bereich der religiösen Kernkompetenz, also bei Spiritualität und Mystik, nichts zutraut ist wie Ralf Frisch völlig richtig feststellt durchaus begründet. Aber wie kann eine Bäckerei erfolgreich sein, wenn der Bäcker vieles gut kann, aber er kann nicht backen? Wie kann eine Schreinerei erfolgreich sein, wenn der Schreiner vieles gut kann, aber er kann nicht schreinern? Das Versagen im Bereich der erwarteten Kernkompetenz kann durch nichts ausgeglichen werden. Und genau das gilt auch für die evangelische Kirche. Ein Versagen im Bereich der Kernkompetenz Spiritualität bzw. Gotteserfahrung kann durch nichts ausgeglichen werden. Weil Professor Frisch in seinem Buch auf diesen entscheidenden Punkt hingewiesen hat, ist sein Werk ein wichtiger Anstoß für die Zukunft unserer Kirche. Dass auch dieses Buch nur von einem Menschen geschrieben wurde und an manchen

Stellen relativ allgemeine und pauschale Aussagen macht, die nicht auf jeden Leser so zutreffen, sollte man dem Verfasser zugestehen.

Gerhard Stintzing, Selbitz

Aha-Erlebnis

Zum Artikel „Die Marseillaise der Reformation“ (Korrespondenzblatt Oktober 2017)

Der andere Blickwinkel auf Luthers „Feste Burg“ war mir hilfreich, danke! Ich gestehe: Bei aller Liebe zur Melodie und dem kantigen Rhythmus hatte ich ein etwas distanzierendes Verhältnis zum Lied. Den 4. Vers mit „Kind und Weib“ habe ich vermutlich in meiner ganzen Dienstzeit nie singen lassen.

Angeregt von der Lektüre des obengenannten Artikels weise ich gerne auf einen weiteren „anderen Blickwinkel“ zu Luthers Biographie hin: Stefan Zweig: Erasmus von Rotterdam. Ganz abgesehen von Zweigs Sprachkunst erscheint mir in dieser Biographie besonders bemerkenswert das ausführliche Kapitel über die Auseinandersetzung mit Luther. Ob bei der sehr kritischen Sicht auf Luther die eigene Lebenserfahrung Zweigs und Luthers Antisemitismus eine Rolle gespielt hat? Darüber kann man spekulieren.

Was Sprachkunst und Stil betrifft, weise ich gerne auf die große Lutherbiographie von Richard Friedenthal (entsprechend seiner beruflichen Tätigkeit an der Uni in München) hin. Hier wird Luther weder katholisch noch evangelisch eingefärbt und erst recht nicht politisch instrumentalisiert. Vielmehr zeigt Friedenthal besonders die zeitgeschichtlichen und kulturellen Ereignisse und Einflüsse aus dem Lebensumfeld Luthers. Für mich ein „Aha-Erlebnis“ – ähnlich wie bei dem Artikel über die „feste Burg“.

Karl Martin Knickmann, Ottersberg

Yuval Noah Harari: *Homo Deus*, München 2017 (C. H. Beck-Verlag)

Alle Welt redet von „der Digitalisierung“ – die einen euphorisch, die anderen mit einem gewissen Unbehagen. Was aber ist im Gange in Sachen „Digitalisierung“ und was könnte da auf uns zukommen? Diesen Fragen geht der israelische Historiker Yuval Noah Harari in „Homo Deus“ nach – nicht nur dem Titel nach ein Buch, das Pfarrerinnen und Pfarrer neugierig machen könnte. Harari legt nämlich eine Wissenschafts-, Wirtschafts- und Religionsgeschichte vor, in der er versucht, zu plausibilisieren, wie alles miteinander zusammenhängt. Jede Zeit, so die Grundannahme, habe ihre Religion, auch die kommende. Religionen dienen dabei letztlich den wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Innovationsschüben, die dazu geführt haben, dass die Spezies Mensch heutzutage die dominante Lebensform des Planeten Erde sei.

Das aber müsse nicht so bleiben. Hararis These: Wir verabschieden uns gerade sukzessive vom Religionszeitalter des Humanismus und befänden uns an der Schwelle zum Zeitalter des Dataismus. Dass dabei der Religionsbegriff sehr weit gefasst ist, versteht sich von selbst. So definiert Harari den Humanismus als Religion mit drei Konfessionssträngen: dem Liberalismus, dem Kommunismus und dem so genannten evolutionären Humanismus, der das „survival of the fittest“ als Wettbewerb zwischen den Völkern im Dienste einer sich selbst optimierenden Menschheit definiere und dem völkischen Nationalismus zugrunde liege.

Was aber gilt laut Harari an der Schwelle zum Zeitalter des Dataismus? Zunächst einmal veränderten sich Welt- und Selbstwahrnehmung und die Ziele des Homo sapiens. Statt Hunger, Krieg und Krankheit zu bekämpfen, laute die neue Agenda, auf eine gottgleiche Existenz hinzuwirken, in der Menschen den Tod besiegen und ein dauerhaft glückliches und erfülltes Leben führen. Das nun wäre nichts Neues, jedoch – und darin besteht der neue Glaube – werden zur Zielerreichung eine Unmenge Daten benötigt, die gesammelt, ausgewertet und in entsprechende Produkte und Dienstleistungen umgewandelt werden.

Wesentlich sei dabei die neue Welt- und Selbstwahrnehmung, deren erster, den Biowissenschaften entnommener Glaubenssatz laute, dass Organismen Algorithmen sind. „Vielleicht lehnen Sie die Vorstellung ab, dass Organismen Algorithmen sind und Giraffen, Tomaten und Menschen nur unterschiedliche Methoden der Datenverarbeitung. Aber Sie sollten wissen, dass das gängige wissenschaftliche Lehre ist und unsere Welt gerade bis zur Unkenntlichkeit verändert.“ (S. 499) Was soll das bedeuten? Da es der reinen Lehre des Dataismus lediglich um die Freiheit der Daten gehe und man zu einer sinnvollen Datenverarbeitung weder biologische, kohlenstoffbasierte Datenträger wie Menschen noch menschliches Bewusstsein als Entscheidungsinstanz benötige, ist die Existenz einer Menschheit daher für diese Religion am Ende irrelevant. Data homini lupus – diese Dystopie zeichnet Harari wohl in der Hoffnung, dass sie sich nicht bewahrheiten möge.

Hararis Buch hat mich auf vielen unterschiedlichen Ebenen angesprochen und zum Nachdenken angeregt. Es besticht gerade da-

durch, dass es Analogien aus der Geschichte verwendet, um zu beschreiben, was noch nicht ist, aber werden kann, bzw. sich heute schon abspielt, aber noch schwer zu verstehen ist in Sachen „Digitalisierung“. Es hilft dadurch, ein Verständnis für dieses Phänomen zu gewinnen und sprachfähiger zu werden. So hat sich mir etwa folgende bildmächtige Analogie besonders eingepägt: „In den Hochzeiten des europäischen Imperialismus kauften Konquistadoren und Kaufleute im Austausch für bunte Perlen ganze Inseln und Länder. Im 21. Jahrhundert sind unsere persönlichen Daten vermutlich die wertvollste Ressource, über die die meisten Menschen noch verfügen, und wir überlassen sie den Technikriesen im Austausch für E-Mail-Dienste und lustige Katzenvideos.“ (S. 460)

Peter Lysy

Freundschaft. Herausgegeben von Richard Riess. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2014. 272 S.

Am Anfang des Buches steht ein Essay von Richard Riess, dem Herausgeber, über „Freundschaft – Ferment des Lebens“. In jedem Menschen steckt die Sehnsucht, sich in dieser Welt gesehen, gehört, gewürdigt zu wissen, die Sehnsucht nach einem „unbedingten Angenommensein“ (Paul Tillich). Beim Abschied von einem wahren Freund wird unser Leben ärmer, besonders im Alter. In jeder Freundschaft geht es um einen langsamen Prozess der gegenseitigen Annäherung, wie beim Kleinen Prinzen und dem Fuchs (A. de Saint-Exupéry); um Arbeit auf beiden Seiten; um eine Fülle gemeinsamer Erfahrungen und bleibender Erinnerungen; um Transzendenz: den Aufbruch aus dem eigenen Gehäuse, um Grenzüberschreitung zum anderen

Menschen hin, über sich hinaus. Freundschaft ist letzten Endes immer ein Geschenk.

Das Buch beinhaltet eine große Zahl von Beiträgen zum Thema Freundschaft, um die der Herausgeber eine große Vielzahl von Menschen aus allen Bereichen gebeten hat. Sie sind lose geordnet unter folgenden Überschriften: Freundschaft – Das unerschöpfliche Wort, im Widerschein der Geschichte, Memoriale für Menschen; Biographische, soziale, kulturelle Facetten; der Charme der Schöpfung; Religiöse Chiffren; in lyrischen Lettern. Manche Beiträge lesen sich wie ein Vermächtnis für kommende Zeiten.

Aufgefallen sind mir folgende Beiträge: Jörg Dittmer: Philosophische Einsichten und Ansichten; Wolfgang Sommer: Luther und Melanchthon; Henry Kissinger: Freundschaft mit Marion Gräfin Dönhoff; Rüdiger Safransky (oder Safranzky?): Goethe und Schiller; Ferdinand Schlingensiefen: Dietrich Bonhoeffer und seine Freunde; Ingrid Riedel: Freundschaft im Märchen; Wolfgang Stegemann: Freundschaft im Johannesevangelium. Den Reigen der Beiträge eröffnet Fulbert Steffensky: Freundschaft – Dies unerschöpfliche Wort. Jeder Leser und jede Leserin ist eingeladen, sich selber auf die Suche nach tragenden Texten zu begeben, die allesamt eine Bereicherung des Lebens sind.

Prof. Dr. theol. Dr. phil. Richard Riess war lange Zeit Professor für Praktische Theologie an der Augustana-Hochschule in Neuendettelsau. Aus ihrem Umfeld stammen drei Beiträge: Dittmer, Sommer und Stegemann.

Martin A. Bartholomäus

Liebe Leserin, lieber Leser!

grau in grau ist der Himmel, als ich dies schreibe. Wie wird der Himmel sein, wenn Sie es lesen, in drei, vier Wochen ungefähr? Ein bisschen ermüdet ist mein Kopf schon, heute nachmittag. Gleich wird es Zeit für den Kaffee.

Und wie geht es Ihnen jetzt beim Lesen? Eigentlich ist es fast ein Wunder, dass einer etwas sagt oder schreibt und es dann gehört und verstanden werden kann. Mindestens akustisch oder optisch kommt das Wort zwar meistens an. Ob es aber verstanden wird, falsch verstanden wird, anders verstanden wird als beabsichtigt oder gar besser verstanden wird als der Autor es wollte, das wissen wir nicht.

Einige Jahre lang habe ich meine Predigten aufgehoben. Ich war der Meinung, nach sechs Jahren müssten doch die wesentlichen Gedanken zum gleichen Text noch von Bedeutung sein. Dann waren sechs Jahre vorbei. Und meine alte Predigt hat mir nicht mehr gefallen. Anscheinend hatte sich zu viel verändert. Beispiele oder Anspielungen passten nicht mehr. Ich selbst hatte mehr erlebt. Anderes war mir wichtig geworden. Die Kinder waren viel größer. Die Eltern waren im Heim oder nicht mehr da usw. Gleich geblieben war der Bibeltext für die Predigt. Manchmal habe ich mir überlegt, ob ich vielleicht auf einen Alternativtext ausweiche. Jedenfalls, meine alte Predigt wollte ich nicht mehr halten; ich hätte sie vorlesen müssen wie die eines anderen. Aber da ich nun mal das Recht und also auch die Pflicht habe, mit meinen Worten Gottes Wort weiterzugeben, habe ich mich lieber mit dem OP-Text

herumgeschlagen, auch wenn das Ergebnis eine meiner eher als zu kurz empfundenen Predigten war. (Ja, so was gibt es, als zu kurz empfundene Predigten! So im Fünf-Minuten-Bereich ...) Und niemals hat jemand geäußert: „Sie haben heute genau das gesagt, was hier und jetzt im Auftrag Gottes zu sagen war.“

Sie legen nun bald das Korrespondenzblatt wieder aus der Hand, denn die nächste Weihnachtsfeier, der nächste Gottesdienst, der Heilige Abend mit vielleicht drei Gottesdiensten und, und ... stehen an. Die eine oder andere Meldung hat Sie interessiert, einige haben Sie gar nicht angeschaut, einige Artikel gar nicht gelesen, weil Sie innerlich grade ganz woanders sind. Per Zufall haben Sie meine Zeilen gelesen. Oder wie auch immer.

Was mich an der Bibel immer wieder fasziniert, sind die Geschichten, die für solche auch entmutigenden Erfahrungen geschrieben sind. Ich denke an die vom vierfachen Ackerfeld. Es wird gesät. Viel wird nicht draus. Immerhin, wo was wächst, kann viel herauskommen. Kann. Garantien gibt es nicht. Also: es wird gepredigt. Es wird gehört oder auch nicht. Es wird verstanden oder vielleicht auch nicht. Es kommt an, bei einigen. Es lebt. Gottes Volk lebt. Mühsam, streitend, manchmal peinlich, manchmal empörend und doch, es lebt. Aus Gottes Gnade.

Gesegnete Weihnachten und ein gutes Neues Jahr! Lassen Sie sich beim Predigen nicht entmutigen!

Ihr CW

Amt für Gemeindedienst Nürnberg

■ Forum Missionarische Kirche – Studientag „PuK – Profiliert und konzentriert Zeugnis geben von der menschgewordenen Liebe Gottes“

15.01.18 AfG, Sperberstraße 70, Nürnberg

„PuK“ – was kann und soll das heißen im Blick auf missionarisches Handeln? Und umgekehrt: Was bedeutet der missionarische Grundauftrag von Kirche für die Suche nach Profilierung und Konzentration?

Unkostenbeitrag: 10 €

Leitung: Thomas Prieto Peral, Hans Stiegler

Auskünfte: 0911 4316-280, evangelisation@afg-elkb.de, www.afg-elkb.de

Bayerische Pfarrbruderschaft

■ Diakonie und Ökonomie – eine aktuelle Verhältnisbestimmung

08.01.18 Nürnberg

Referent: Pfr. Dr. Mathias Hartmann, Rektor der Diakonie Neuentdelsau, und Gäste aus der Praxis

Kosten: 20 Euro incl. Mittagessen
Anmeldung: pfarrbruderschaft@elkb.de oder bei Pfr. Mark Meinhard, Tel. 09172 4748902

■ Vorankündigung:
Pfingsttagung im RPZ Heilsbronn

„Anders wachsen – nachhaltig handeln“

21.-23.05.18

Referentin: Christine Müller, Beauftragte für den kirchlichen Entwicklungsdienst der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsen

Diakonie.Kolleg.Bayern Nürnberg

■ Workshop Steuern mit betriebswirtschaftlichen Instrumenten

15.03.18 Nürnberg

Wirtschaftsplanung, Monatsberichte und betriebswirtschaftliche Auswertungen in der Sozialwirtschaft

Referent: Matthias Borchers

■ Hausmeister- und Haustechnikerseminar 2018

19.-22.03.18 Bad Alexandersbad

Update zur verschiedenen aktuellen fachlichen Themen und kollegialer Austausch

Referent: Robert Schimmel

Information und Anmeldung:

Diakonie.Kolleg. Bayern.

Tel. 0911 9354-412

info@diakoniekolleg.de

www.diaikoniekolleg.de

Evang. Akademie Tutzing

■ Weihnachten – Versöhnte Welt in Emotionen

15.-17.12.17

Keine biblische Geschichte ohne irdisches Vergnügen, keine Andacht ohne Jubel! Das Christkind beschert uns viele Gefühle.

■ Leben und Sterben, wo ich wohne

09.-11.01.18

Entwicklung einer sorgenden Gesellschaft in Dörfern, Kommunen und Metropolen

■ Schicksalsschläge

12.-14.01.18

Der Riss im Gewohnten, der traumatische Schock, eine grausame Plötzlichkeit macht dich zum Hiob. Warum? Wozu? Weiterleben? Wie?

■ Weltwirtschaft 2018: Europa – in Ungleichheit vereint?

19.-21.01.18

Was sind Visionen für Europa, die auch das Demokratiedefizit und die zunehmende Ungleichheit in und zwischen den Nationen in den Blick nehmen?

Weitere Informationen sowie Anmeldungen online unter www.ev-akademie-tutzing.de

EBZ Bad Alexandersbad

■ Wo ist Gott zu finden?

02.-03.02.18

Jüdische, christliche und islamische Vorstellungen von Gottes Gegenwart in dieser Welt

Leitung: Dr. Peter Hirschberg

Kosten: 85 Euro Einzelzimmer

■ Theologischer Tag: Der historische Jesus – und seine Bedeutung für den Glauben

25.-26.02.18

Mit Prof. em. Dr. Wolfgang Stegmann

Leitung: Dr. Peter Hirschberg

Kosten: 90 Euro Einzelzimmer

■ Arbeiten mit Jugendteams praktisch gestalten

05.-07.02.18

Mit Günter Kusch, Amt für Gemeindedienst, Referat Männerarbeit, Nürnberg

Leitung: Dr. Peter Hirschberg

Kosten: 230 Euro Einzelzimmer

Anmeldung: EBZ Bad Alexandersbad, Tel. 09232 9939-0
info@ebz-alexandersbad.de
www.ebz-alexandersbad.de

EBZ Hesselberg

■ Adventsfreizeit „Es tut sich Neues auf“

15.-17.12.17

Bilder und Erfahrungen (nicht nur) aus Israel

Leitung: Christa Müller, Pfr. Christoph Seyler

■ Silvester „Quellen des Lebens“ 30.12.17-01.01.18

Nachdenken über das eigene Leben – über die Jahreslosung 2018 ins Gespräch kommen – zur Ruhe kommen und dem Körper Gutes gönnen

Leitung: Simone Gries, Werner Hajek, Pfrin. Beatrix Kempe, Dr. Christine Marx, Pfr. Christoph Seyler

■ Mit der Bibel ins Jahr starten: 12.-14.01.18

Gottes- „Bilder“ in der Bibel – was bedeuten sie für das persönliche Leben und die heutige Zeit?

Leitung: Pfrin. Beatrix Kempe

■ Singfreizeit

19.-21.01.18

Mehrstimmige geistliche Chormusik aus verschiedenen Epochen
Leitung: KMD Andreas Hantke (München)

■ Gesundheitswoche für Frauen 21.-25.01.18

Gesprächsrunden, Körperwahrnehmung, Fitness, Schwimmen, Wandern, Massagen

Leitung: Pfrin. Beatrix Kempe

■ Essen im Einklang mit Körper und Seele

27.01.18

Warum Diätversuche scheitern – Welcher wahre Hunger steckt hinter dem eigenen Essverhalten?

Leitung: Erika Vorlaufer

Anmeldung: EBZ, Hesselbergstr. 26, 91726 Geroltingen; Tel. 09854 10-0; Fax 10-50;

info@ebz-hesselberg.de
www.ebz-hesselberg.de

Evang. Tagungsstätte Wildbad Rothenburg o. d. T.

■ Dinner Konzert

14.12.17

Im Rokokosaal speisen, feiern und musikalischen Klängen lauschen:

Mit Blagoy Apostolov (Moderationen) und Trio „Klangwelt“ (Klassik und Klezmer). Vorweihnachtliches Menü mit vegetarischen Alternativen, vorwiegend aus regionalen Produkten.

Kartenreservierungen unter Tel. 09861 9770.

Kosten inkl. Dinner: 69 €

■ Rothenburger Krippenweg

26.12.17, 01.01.18, 06.01.18

Mit Pfr. Herbert Dersch, für Kinder und Erwachsene gleichermaßen geeignet. Ausgangspunkt um 14 Uhr St. Wolfgangskirche am Klingentor. Ende im Wildbad Rothenburg.

Kosten: 5 Euro (nur Erwachsene)

Aktuelles und Service:

Tel. 09861 9770, www.wildbad.de

Geistliches Zentrum Schwanberg

■ „Geh' den Weg des Herzens“ – Vertiefungskurs

14.-17.12.17

Sich Zeit nehmen, um im schweigenden Gebet vor Gott DA zu SEIN.
Leitung: Sr. Anke Sophia Schmidt CCR

Kosten: 130 Euro Kursgebühr, 203 Euro Unterkunft und Verpflegung

■ Frieden durchströmt mein ganzes Sein – Tanzkurs zu Epiphania

03.-06.01.18

Tänze zu folkloristischer, klassischer und modernerer Musik.

Leitung: Petra-Maria Knell

Kosten: 165 Euro Kursgebühr. 232 Euro Unterkunft und Verpflegung

■ „Schreibe deinen Jahrespsalm“ – Biografisches Schreiben

08.-10.01.18

Leitung: Ulrike Greim

Kosten: 110 Euro Kursgebühr, 155 Euro Unterkunft und Verpflegung

■ Leiterkurs Geistliche Begleitung 8 Termine 2018/2019

Details auf Anfrage bei: Sr. Edith Therese Krug CCR,
Tel.: 09323 32-182

Leitung/Begleitung: Prof. Dr. Imhof, Dr. Tambour, Sr. Edith Therese Krug CCR, Sr. Anke Sophia Schmidt CCR

Kosten: 1 470 Euro Kursgebühr plus Unterkunft und Verpflegung

Anmeldung unter:

Geistliches Zentrum Schwanberg, Rezeption

97348 Rödelsee

Tel.: 09323 32-128

rezeption@schwanberg.de,
www.schwanberg.de

Pastoralpsychologisches Centrum Nürnberg

■ Verlieren und Wiederfinden 19.01.18

Kurs für Seelsorgerliche Praxis und Gemeindegliederarbeit (KSPG): Möglichkeiten der Bewältigung und Sinnfragen zu diesen Erfahrungen
Anmeldung bis 05.01.18

Leitung: Eva-Maria Zeuner, Psychotherapeutin, Supervisorin (DGSv)

Kosten: 20 Euro

Information und Anmeldung:
ppc@stadtmission-nuernberg.de,
Tel.: 0911 352400, Fax: 0911 352406

www.ppc-nuernberg.de

Postvertriebsstück
Dt. Post AG
Entgelt bezahlt

Letzte Meldung



Aus PV-Info Nr. 2 Juli 2017 mit freundlicher Genehmigung

Kommentar: Aha, die Ökumene gibt es schon lange, jedenfalls in Mecklenburg-Vorpommern! Und nicht alle Wege führen nach Rom!

Wer unter den Korrespondenzblatt-Lesern braucht das „Theologische Wörterbuch zum Neuen Testament“? Ich verschenke die vollständige Ausgabe bis zum Band X/2.

Pfarrer i.R. Wilhelm Schwinn,
Feuerweg 1, 85051 Ingolstadt
Tel. 08450 925489

Gebrauchter Lutherrock

zu kaufen gesucht (Größe 102-106) für das kirchliche Pfarrerkabarett „Die Schwarzarbeiter“

Angebote an:

Pfarrer Micha Seyboth
Otto-Nicolai-Straße 4
86157 Augsburg
Tel.: 0821 2292253
Mail: misey@web.de

Bitte

Um einen guten Mitgliederservice zu gewährleisten, bitten wir alle Mitglieder, **Adressänderungen sowie Änderungen ihres Dienstverhältnisses** rasch weiter zu geben an die Geschäftsstelle, Adressangaben siehe unten.

Der Hauptvorstand

Impressum

Schriftleitung: Dr. Christian Weitnauer, Neidertshofener Str. 14, 85049 Ingolstadt, Tel. 0162 8462658

Mail: christianweitnauer@gmx.de

in Gemeinschaft mit Karin Deter (Nürnberg), Martin Müller (Hof), Marita Schiewe (Fürth), Monika Siebert-Vogt (Schwanstetten), Silvia Wagner (Nürnberg).

Erscheint 11 mal im Jahr (außer September) jeweils zum Monatsanfang. Den Text (ohne „Freud und Leid“) finden Sie auch auf der Internetseite www.pfarrverein-bayern.de

Redaktionsschluss ist der 15. des Vormonats.

Anzeigen und Druck: Schneider Druck GmbH, Erlbacher Straße 102-104, 91541 Rothenburg o. d. T., Tel. 09861 400-135, Fax: 09861 400-139.

Bezug: Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 4,60 Euro einschließlich Postzustellgebühr. Bestellung über den

Herausgeber: Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e.V., Corinna Hektor, Geschäftsstelle: Friedrich-List-Str. 5, 86153 Augsburg, Tel. 0821 56974810, Fax: -11